II. Jahrgang September=Oktober 1930 Heft 5

Die psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich + Herausgegeben von A. J. Storfer

Preis des Heftes Mark 2.–

„Die psychoanalytische Bewegung"

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Alle redaktionellen Sendungen

(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)

und alle geschäftlichen Sendungen

(Abonnements, Zahlungen usw.)

bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien, I., Börsegasse 11

Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags":

Leipzig 95.112	Prag 79.385
Wien 71.633	Budapest 51.204
Zürich VIII, 11.479	Zagreb 40.900
Paris C 1100.95	Warszawa 191.256
s'Gravenhage 142.248	Riga 36.93

Preis des Einzelheftes Mark 2·—

Abonnement 1930 (6 Hefte) Mark 10·—

Einbanddecken in Halbleder

zu dem abgeschlossenen I. Jahrgang (1929) können zum Preise von M. 3·20 bezogen werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

Die psychoanalytische Bewegung

II. Jahrgang September-Oktober 1930 Heft 5

Goethe-Preis 1930

Brief von Dr. Alfons Paquet, Sekretär des „Kuratoriums des Goethe-Preises der Stadt Frankfurt a. M." an Sigm. Freud

Frankfurt a. M., 26. Juli 1930

Hochverehrter Herr Professor!

Es ist dem Unterzeichneten der ehrenvolle Auftrag geworden, Ihnen mitzuteilen, daß das Kuratorium des Goethe-Preises mit Stimmenmehrheit beschlossen hat, den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt, der 10.000 Reichsmark beträgt, in diesem Jahre Ihnen zu verleihen.

Nach der Ordnung für die Verleihung des Goethe-Preises „soll der Preis einer mit ihrem Schaffen bereits zur Geltung gelangten Persönlichkeit zuerkannt werden, deren schöpferisches Wirken einer dem Andenken Goethes gewidmeten Ehrung würdig ist".

Die Preisträger in den früheren Jahren waren: Stefan George, Albert Schweitzer, Leopold Ziegler.

Indem das Kuratorium nunmehr Ihnen, sehr verehrter Herr Professor, den Preis zuerkennt, wünscht es die hohe Wertung zum Ausdruck zu bringen, die es den umwälzenden Wirkungen der von Ihnen geschaffenen neuen Forschungsformen auf die gestaltenden Kräfte unserer Zeit beimißt. In streng naturwissenschaftlicher Methode, zugleich in kühner Deutung der von den Dichtern geprägten Gleichnisse hat Ihre Forschung einen Zugang zu den Triebkräften der Seele gebahnt und dadurch die Möglichkeit geschaffen, Entstehen und Aufbau vieler Kulturformen in ihrer Wurzel zu verstehen und Krankheiten

zu heilen, zu denen die ärztliche Kunst bisher den Schlüssel nicht besaß. Ihre Psychologie hat aber nicht nur die ärztliche Wissenschaft, sondern auch die Vorstellungswelt der Künstler und der Seelsorger, der Geschichtsschreiber und Erzieher aufgewühlt und bereichert. Über die Gefahren monomanischer Selbstzergliederung und über alle Unterschiede geistiger Richtungen hinweg lieferte Ihr Werk die Grundlage eines erneuerten, besseren Verständnisses der Völker. Wie nach Ihrer eigenen Mitteilung die frühesten Anfänge Ihrer wissenschaftlichen Studien auf einen Vortrag von Goethes Aufsatz „Die Natur" zurückgehen, so ist im Letzten auch der durch Ihre Forschungsweise geförderte, gleichsam mephistophelische Zug zum schonungslosen Zerreißen aller Schleier der unzertrennliche Begleiter der Faustischen Unersättlichkeit und Ehrfurcht vor den im Unbewußten schlummernden bildnerisch-schöpferischen Gewalten. Die Ihnen zugedachte Ehrung gilt im gleichen Maße dem Gelehrten, wie auch dem Schriftsteller und dem Kämpfer, der in unserer, von brennenden Fragen bewegten Zeit dasteht als ein Hinweis auf eine der lebendigsten Seiten des Goetheschen Wesens.

Der Punkt 4 der vom Magistrat der Stadt Frankfurt errichteten „Ordnung" lautet: „Die festliche Verleihung des Goethe-Preises geschieht jeweils am 28. August im Goethe-Haus, und zwar im Beisein der mit dem Preis ausgezeichneten Persönlichkeit."

Im Auftrage des Vorsitzenden des Kuratoriums, des Herrn Oberbürgermeisters Dr. Landmann, erlaube ich mir, schon heute die entsprechende spätere Einladung anzukündigen und die Hoffnung auszusprechen, daß es Ihnen, Herr Professor, möglich sein werde, der Einladung, zur Entgegennahme des Preises persönlich in Frankfurt zu erscheinen, Folge zu leisten und auf die an Sie gerichtete Begrüßung mit einigen Ausführungen zu antworten, deren Inhalt, einer bisher durchgeführten schönen Gepflogenheit zufolge, eine innere Beziehung des Preisträgers zu Goethe zum Ausdruck bringt.

Eine öffentliche Bekanntgabe der Entscheidung soll vor dem 28. August nicht stattfinden. Den bisher da und dort in die Presse gelangten Meldungen oder Vermutungen über den diesjährigen Preisträger steht das Kuratorium fern.

Empfangen Sie, hochverehrter Herr Professor, mit den aufrichtigsten Glückwünschen zu der geschehenen Wahl den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung und Ergebenheit.

Kuratorium des Goethe-Preises
der Stadt Frankfurt a. M.
Der Sekretär: Dr. Alfons Paquet

Antwort Sigm. Freuds an Dr. Alfons Paquet

Grundlsee, 3. 8. 1930

Hochgeehrter Herr Doktor!

Ich bin durch öffentliche Ehrungen nicht verwöhnt worden und habe mich darum so eingerichtet, daß ich solche entbehren konnte. Ich mag aber nicht bestreiten, daß mich die Verleihung des Goethe-Preises der Stadt Frankfurt sehr erfreut hat. Es ist etwas an ihm, was die Phantasie besonders erwärmt und eine seiner Bestimmungen räumt die Demütigung weg, die sonst durch solche Auszeichnungen mitbedingt wird.

Für Ihren Brief habe ich Ihnen besonderen Dank zu sagen, er hat mich ergriffen und verwundert. Von der liebenswürdigen Vertiefung in den Charakter meiner Arbeit abzusehen, habe ich doch nie zuvor die geheimen persönlichen Absichten derselben mit solcher Klarheit erkannt gefunden wie von Ihnen, und hätte Sie gern gefragt, woher Sie es wissen.

Leider erfahre ich aus Ihrem Brief an meine Tochter, daß ich Sie in nächster Zeit nicht sehen soll, und Aufschub ist in meinen Lebenszeiten immerhin bedenklich. Natürlich bin ich gern bereit, den von Ihnen angekündigten Herrn (Dr. Michel) zu empfangen.

Zur Feier nach Frankfurt kann ich leider nicht kommen, ich bin zu gebrechlich für diese Unternehmung. Die Festgesellschaft wird nichts dadurch verlieren, meine Tochter Anna ist gewiß angenehmer anzusehen und anzuhören als ich. Sie soll einige Sätze verlesen, die Goethes Beziehungen zur Psychoanalyse behandeln und die Analytiker selbst gegen den Vorwurf in Schutz nehmen, daß sie durch analytische Versuche an ihm die dem Großen schuldige Ehrfurcht verletzt haben. Ich hoffe, daß es angeht, das mir gestellte Thema: „Die inneren Beziehungen des Menschen und Forschers zu Goethe" in solcher Weise umzubeugen, oder Sie würden noch so liebenswürdig sein, mir davon abzuraten.

Ihr in Hochachtung *herzlich ergebener* Freud

*

Die offizielle Zuerkennung des Goethe-Preises 1930 fand am 28. August im Frankfurter Goethe-Haus im Rahmen eines Festaktes statt. Der Vorsitzende des Kuratoriums

Oberbürgermeister Dr. Landmann

verlas eine Rede, in der die Entscheidung des Kuratoriums begründet und die Bedeutung des schöpferischen Wirkens Freuds hervorgehoben wurde. Oberbürgermeister Landmann wies auch darauf hin, daß „in der Verleihung

des Preises an den Österreicher Freud wieder etwas von jener alten Beziehung Frankfurts zu Österreich im Sinne der unzerstörbaren Kulturgemeinschaft lebendig werde, für die das Haus des kaiserlichen Rates Goethe ein Sinnbild war.“ Die Rede des Oberbürgermeisters wird im Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstiftes veröffentlicht werden.

Die Widmungsurkunde

hat folgenden Wortlaut:

„Den von ihr gestifteten Goethepreis verleiht in diesem Jahre die Stadt Frankfurt dem als Schöpfer grundlegend neuer Betrachtungsformen anerkannten Forscher Sigmund Freud aus Wien. In streng naturwissenschaftlicher Methode, zugleich in kühner Deutung der von den Dichtern geprägten Gleichnisse, hat Sigmund Freud einen Zugang zu den Triebkräften der Seele gebahnt und dadurch die Möglichkeit geschaffen, Entstehen und Aufbau der Kulturformen zu erkennen und manche ihrer Krankheiten zu heilen. Die Psychoanalyse hat nicht nur die ärztliche Wissenschaft, sondern auch die Vorstellungswelt der Künstler und Seelsorger, der Geschichtsschreiber und Erzieher aufgewühlt und bereichert. Über die Gefahren der Selbstzergliederung und über alle Unterschiede geistiger Richtungen hinweg lieferte Sigmund Freud die Grundlage einer erneuerten Zusammenarbeit der Wissenschaften und eines besseren gegenseitigen Verständnisses der Völker. Wie die frühesten Anfänge der Freudschen Seelenforschung auf einen Vortrag von Goethes Aufsatz ‚Die Natur‘ zurückgehen, so erscheint im letzten auch der durch die Freudsche Forschungsweise geförderte mephistophelische Zug zum schonungslosen Zerreißen aller Schleier als ein unzertrennlicher Begleiter der faustischen Unersättlichkeit und Ehrfurcht vor den im Unbewußten schlummernden bildnerisch-schöpferischen Gewalten. Dem großen Gelehrten, Schriftsteller und Kämpfer Sigmund Freud ist bisher jede äußere Ehrung versagt geblieben, obgleich die umwälzende Wirkung seines Werkes wie die kaum eines anderen Lebenden den Zeitgeist mitbestimmte. Das Kuratorium wünscht nach sorgfältiger Erwägung aller Für und Wider mit dieser Ehrung auf die Auswertung der Freudschen Vorstellungswelt hinzuweisen als auf einen Durchgang zu einer von überlebten Vorstellungen gereinigten und neu gefestigten Welt der Werte.“

Ansprache im Frankfurter Goethehaus

am 28. August 1930

Von

Sigm. Freud

Verlesen von Anna Freud

Meine Lebensarbeit war auf ein einziges Ziel eingestellt. Ich beobachtete die feineren Störungen der seelischen Leistung bei Gesunden und Kranken und wollte aus solchen Anzeichen erschließen — oder, wenn Sie es lieber hören: erraten —, wie der Apparat gebaut ist, der diesen Leistungen dient, und welche Kräfte in ihm zusammen- und gegeneinanderwirken. Was wir, ich, meine Freunde und Mitarbeiter, auf diesem Wege lernen konnten, erschien uns bedeutsam für den Aufbau einer Seelenkunde, die normale wie pathologische Vorgänge als Teile des nämlichen natürlichen Geschehens verstehen läßt.

Von solcher Einengung ruft mich Ihre mich überraschende Auszeichnung zurück. Indem sie die Gestalt des großen Universellen heraufbeschwört, der in diesem Hause geboren wurde, in diesen Räumen seine Kindheit erlebte, mahnt sie, sich gleichsam vor ihm zu rechtfertigen, wirft sie die Frage auf, wie er sich verhalten hätte, wenn sein für jede Neuerung der Wissenschaft aufmerksamer Blick auch auf die Psychoanalyse gefallen wäre.

An Vielseitigkeit kommt Goethe ja Leonardo da Vinci, dem Meister der Renaissance, nahe, der Künstler und Forscher war wie er. Aber Menschenbilder können sich nie wiederholen, es fehlt auch nicht an tiefgehenden Unterschieden zwischen den beiden Großen. In Leonardos Natur vertrug sich der Forscher nicht mit dem Künstler, er störte ihn und erdrückte ihn vielleicht am Ende. In Goethes Leben fanden

beide Persönlichkeiten Raum nebeneinander, sie lösten einander zeitweise in der Vorherrschaft ab. Es liegt nahe, die Störung bei Leonardo mit jener Entwicklungshemmung zusammenzubringen, die alles Erotische und damit die Psychologie seinem Interesse entrückte. In diesem Punkt durfte Goethes Wesen sich freier entfalten.

Ich denke, Goethe hätte nicht, wie so viele unserer Zeitgenossen, die Psychoanalyse unfreundlichen Sinnes abgelehnt. Er war ihr selbst in manchen Stücken nahegekommen, hatte in eigener Einsicht vieles erkannt, was wir seither bestätigen konnten, und manche Auffassungen, die uns Kritik und Spott eingetragen haben, werden von ihm wie selbstverständlich vertreten. So war ihm z. B. die unvergleichliche Stärke der ersten affektiven Bindungen des Menschenkindes vertraut. Er feierte sie in der Zueignung der „Faust"-Dichtung in Worten, die wir für jede unserer Analysen wiederholen könnten:

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt,
Versuch' ich wohl, euch diesmal festzuhalten?"

. . . .

„Gleich einer alten, halbverklungnen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf."

Von der stärksten Liebesanziehung, die er als reifer Mann erfuhr, gab er sich Rechenschaft, indem er der Geliebten zurief: „Ach, du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau."

Er stellte somit nicht in Abrede, daß diese unvergänglichen ersten Neigungen Personen des eigenen Familienkreises zum Objekt nehmen.

Den Inhalt des Traumlebens umschreibt Goethe mit den so stimmungsvollen Worten:

„Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

Hinter diesem Zauber erkennen wir die altehrwürdige, unbestreitbar richtige Aussage des Aristoteles, das Träumen sei die Fortsetzung unserer Seelentätigkeit in den Schlafzustand, vereint mit der Anerkennung des Unbewußten, die erst die Psychoanalyse hinzugefügt hat. Nur das Rätsel der Traumentstellung findet dabei keine Auflösung.

In seiner vielleicht erhabensten Dichtung, der „Iphigenie", zeigt uns Goethe ein ergreifendes Beispiel einer Entsühnung, einer Befreiung der leidenden Seele von dem Druck der Schuld, und er läßt diese Katharsis sich vollziehen durch einen leidenschaftlichen Gefühlsausbruch unter dem wohltätigen Einfluß einer liebevollen Teilnahme. Ja, er hat sich selbst wiederholt in psychischer Hilfeleistung versucht, so an jenem Unglücklichen, der in den Briefen Kraft genannt wird, an dem Professor Plessing, von dem er in der „Campagne in Frankreich" erzählt, und das Verfahren, das er anwendete, geht über das Vorgehen der katholischen Beichte hinaus und berührt sich in merkwürdigen Einzelheiten mit der Technik unserer Psychoanalyse. Ein von Goethe als scherzhaft bezeichnetes Beispiel einer psychotherapeutischen Beeinflussung möchte ich hier ausführlich mitteilen, weil es vielleicht weniger bekannt und doch sehr charakteristisch ist. Aus einem Brief an Frau v. Stein (Nr. 1444 vom 5. September 1785):

> „Gestern Abend habe ich ein Psychologisches Kunststück gemacht. Die Herder war immer noch auf das Hypochondrischste gespannt über alles, was ihr im Carlsbad unangenemes begegnet war. Besonders von ihrer Hausgenossin. Ich ließ mir alles erzählen und beichten, fremde Unarten und eigene Fehler mit den kleinsten Umständen und Folgen und zuletzt absolvirte ich sie und machte ihr scherzhaft unter dieser Formel begreiflich, daß diese Dinge nun abgethan und in die Tiefe des Meeres geworfen seyen. Sie ward selbst lustig darüber und ist würklich kurirt."

Den Eros hat Goethe immer hochgehalten, seine Macht nie zu verkleinern versucht, ist seinen primitiven oder selbst mutwilligen Äußerungen nicht minder achtungsvoll gefolgt wie

seinen hochsublimierten und hat, wie mir scheint, seine Wesenseinheit durch alle seine Erscheinungsformen nicht weniger entschieden vertreten als vor Zeiten Plato. Ja, vielleicht ist es mehr als zufälliges Zusammentreffen, wenn er in den „Wahlverwandtschaften" eine Idee aus dem Vorstellungskreis der Chemie auf das Liebesleben anwendete, eine Beziehung, von der der Name selbst der Psychoanalyse zeugt.

Ich bin auf den Vorwurf vorbereitet, wir Analytiker hätten das Recht verwirkt, uns unter die Patronanz Goethes zu stellen, weil wir die ihm schuldige Ehrfurcht verletzt haben, indem wir die Analyse auf ihn selbst anzuwenden versuchten, den großen Mann zum Objekt der analytischen Forschung erniedrigten. Ich aber bestreite zunächst, daß dies eine Erniedrigung beabsichtigt oder bedeutet.

Wir alle, die wir Goethe verehren, lassen uns doch ohne viel Sträuben die Bemühungen der Biographen gefallen, die sein Leben aus den vorhandenen Berichten und Aufzeichnungen wiederherstellen wollen. Was aber sollen uns diese Biographien leisten? Auch die beste und vollständigste könnte die beiden Fragen nicht beantworten, die allein wissenswert scheinen.

Sie würde das Rätsel der wunderbaren Begabung nicht aufklären, die den Künstler macht, und sie könnte uns nicht helfen, den Wert und die Wirkung seiner Werke besser zu erfassen. Und doch ist es unzweifelhaft, daß eine solche Biographie ein starkes Bedürfnis bei uns befriedigt. Wir verspüren dies so deutlich, wenn die Ungunst der historischen Überlieferung diesem Bedürfnis die Befriedigung versagt hat, z. B. im Falle Shakespeares. Es ist uns allen unleugbar peinlich, daß wir noch immer nicht wissen, wer die Komödien, Trauerspiele und Sonette Shakespeares verfaßt hat, ob wirklich der ungelehrte Sohn des Stratforder Kleinbürgers, der in London eine bescheidene Stellung als Schauspieler erreicht, oder doch

eher der hochgeborene und feingebildete, leidenschaftlich unordentliche, einigermaßen deklassierte Aristokrat Edward de Vere, siebzehnter Earl of Oxford, erblicher Lord Great Chamberlain von England. Wie rechtfertigt sich aber ein solches Bedürfnis, von den Lebensumständen eines Mannes Kunde zu erhalten, wenn dessen Werke für uns so bedeutungsvoll geworden sind? Man sagt allgemein, es sei das Verlangen, uns einen solchen Mann auch menschlich näherzubringen. Lassen wir das gelten; es ist also das Bedürfnis, affektive Beziehungen zu solchen Menschen zu gewinnen, sie den Vätern, Lehrern, Vorbildern anzureihen, die wir gekannt oder deren Einfluß wir bereits erfahren haben, unter der Erwartung, daß ihre Persönlichkeiten ebenso großartig und bewundernswert sein werden wie die Werke, die wir von ihnen besitzen.

Immerhin wollen wir zugestehen, daß noch ein anderes Motiv im Spiele ist. Die Rechtfertigung des Biographen enthält auch ein Bekenntnis. Nicht herabsetzen zwar will der Biograph den Heros, sondern ihn uns näherbringen. Aber das heißt doch die Distanz, die uns von ihm trennt, verringern, wirkt doch in der Richtung einer Erniedrigung. Und es ist unvermeidlich, wenn wir vom Leben eines Großen mehr erfahren, werden wir auch von Gelegenheiten hören, in denen er es wirklich nicht besser gemacht hat als wir, uns menschlich wirklich nahe gekommen ist. Dennoch meine ich, wir erklären die Bemühungen der Biographik für legitim. Unsere Einstellung zu Vätern und Lehrern ist nun einmal eine ambivalente, denn unsere Verehrung für sie deckt regelmäßig eine Komponente von feindseliger Auflehnung. Das ist ein psychologisches Verhängnis, läßt sich ohne gewaltsame Unterdrückung der Wahrheit nicht ändern und muß sich auf unser Verhältnis zu den großen Männern, deren Lebensgeschichte wir erforschen wollen, fortsetzen.

Wenn die Psychoanalyse sich in den Dienst der Biographik

begibt, hat sie natürlich ein Recht, nicht härter behandelt zu werden als diese selbst. Die Psychoanalyse kann manche Aufschlüsse bringen, die auf anderen Wegen nicht zu erhalten sind, und so neue Zusammenhänge aufzeigen in dem Webermeisterstück, das sich zwischen den Triebanlagen, den Erlebnissen und den Werken eines Künstlers ausbreitet. Da es eine der hauptsächlichsten Funktionen unseres Denkens ist, den Stoff der Außenwelt psychisch zu bewältigen, meine ich, man müße es der Psychoanalyse danken, wenn sie auf den großen Mann angewendet zum Verständnis seiner großen Leistung beiträgt. Aber ich gestehe, im Falle von Goethe haben wir es noch nicht weit gebracht. Das rührt daher, daß Goethe nicht nur als Dichter ein großer Bekenner war, sondern auch trotz der Fülle autobiographischer Aufzeichnungen ein sorgsamer Verhüller. Wir können nicht umhin, hier der Worte Mephistos zu gedenken:

„Das Beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen."

Zum Goethe-Preis 1930

Rede im Südwestdeutschen Rundfunk, am 28. August 1930 in Frankfurt a. M.

Von

Alfons Paquet

Die Stadt Frankfurt hat in diesem Jahr ihren Goethe-Preis abermals einem Gelehrten, nicht einem Dichter gegeben. Man kann das beklagen wie es Herbert Eulenberg gewissermaßen im Namen der deutschen Dichter tut. Eulenberg hat freilich, was Frankfurt betrifft, im Grundsätzlichen Unrecht, denn den ersten Goethe-Preis, der vor einigen

Jahren verliehen wurde, erhielt Stefan George, und es ist zu erwarten, daß in künftigen Jahren Dichter wieder an die Reihe kommen. Im übrigen schreibt die Satzung des Goethe-Preises, und sicherlich aus gut überlegten Gründen, nicht vor, daß der Preis jedes Jahr einem Dichter gegeben werden müsse. Es handelt sich hier nicht um einen Literaturpreis wie bei dem Preis der Schillerstiftung oder der Kleiststiftung.

Nach der ganzen Art, wie bisher bei der Wahl für den Frankfurter Goethe-Preis verfahren wurde, könnte man eher von einem Persönlichkeitspreise sprechen. Daher wohl auch das Ansehen, das diese Auszeichnung in den wenigen Jahren seit sie gestiftet wurde, gewonnen hat. So hat der Goethe-Preis dem bis dahin mehr im Ausland als in Deutschland bekannten großen Bach-Biographen, Theologen, Orgelkünstler und Kolonialarzt Albert Schweitzer und seinem Werk einen Weg zum Herzen der deutschen Öffentlichkeit gebahnt. Er hat ferner, wie es einer einstigen Freien Reichsstadt wohl würdig ist, das ideenreiche Werk Leopold Zieglers in seiner Bedeutung für die Gestaltung schöpferischer politischer Gedanken hervorgehoben. In dieser seiner Wirkung wäre der Preis auch Männern vom Zuschnitte Fritjof Nansens oder Friedrich Naumanns angemessen gewesen. Nicht einmal die mittelbare oder die unmittelbare Beziehung auf Goethe ist der letzte Sinn des Goethe-Preises. Er könnte sonst leicht in der Forderung nach einer epigonischen Dichtung gipfeln oder Leute belohnen, nur weil sie ein mehr oder minder gutes Buch über Goethe geschrieben haben. Da ist es denn schon richtiger, sich an das napoleonische *Voilà un homme* zu halten, wie es für Goethe selber zutraf.

Es braucht nun also auch zwischen Goethe und Sigmund Freud kein geistiger Zusammenhang künstlich konstruiert zu werden. Man braucht nicht mit dialektischen Mitteln die klaffenden Unterschiede zu überbrücken zwischen Goethe, dem Sohn einer frühbürgerlichen, höfischen Epoche, und dem repräsentativen Vertreter unserer Zeit, die in vollem Übergang und in voller analytischer Auflösung begriffen ist. Es fehlt ja keineswegs an Stimmen, die in der Verbindung dieser beiden Namen etwas Ungereimtes, geradezu Widersinniges finden. Man erinnert da an Goethes Abneigung gegen Newton. Man mag auch darauf hinweisen, wie sehr das Weltbild Goethes, der das Geheimnis verehrte, mit seinem frommen Vertrauen auf einen letzten Sinn und eine tiefe Ge-

setzmäßigkeit alles menschlichen und natürlichen Geschehen, sich von dem Weltbild des Gelehrten unterscheidet, das nur kausalmechanisch Gesetzmäßigkeiten im Sinne eines materialistisch-darwinistischen Entwicklungsgedankens zugibt. Aber übertreibt man nicht hier schon die Gegensätzlichkeit? Bezeichnen nicht schon die Namen Fechner, Schopenhauer und Nietzsche einen Weg, der zwischen beiden Anschauungsweisen, der intuitiven und der wissenschaftlichen in Wirklichkeit immer offen geblieben ist? Das gleiche gilt für Freud. Und es könnte sogar sein, daß zwischen dem modernen Naturwissenschafter Sigmund Freud, der ja in seinen Schriften vielfach die von den Dichtern geprägten Bilder erwähnt, und sie in einer oft überraschenden Weise deutet und Goethe sich innere Beziehungen ergeben (Übereinstimmungen), psychologischen Entdeckens, die gerade auf Goethe ein neues Licht werfen. Man erinnert sich, daß erst kürzlich auf einer Tagung bedeutender Chemiker die Gestalt Goethes als die eines Bahnbrechers der modernen Chemie von berufenem Munde gefeiert wurde. Es handelt sich bei den Beziehungen zur Psychoanalyse sowohl um den Goethe der naturwissenschaftlichen Betrachtung, wie um den Dichter des Faust, der Wahlverwandtschaften, der Iphigenie und der Natürlichen Tochter, den Übersetzer des Benvenuto Cellini.

Was zunächst die Beziehungen des Psychoanalytikers Freud zur großen Dichtung überhaupt betrifft, so sei hier nur an das zum Modewort gewordene Vorstellungsbild vom Ödipuskomplex erinnert. Der moderne Seelenarzt fand eine seiner tiefsten Entdeckungen von dem alten Griechen Sophokles vorweggenommen. So nehmen die Studien des Wiener Forschers in ihren verschiedenen Themen und Auflagen immer wieder, und oft an entscheidender Stelle auf Dante und auf Shakespeare, den Schöpfer der Hamletgestalt, Bezug. Freuds Belesenheit in den Werken der Weltliteratur ist nicht die zufällige des Liebhabers. Sie erscheint wie die unentbehrliche Ergänzung seiner den Phänomenen der psychiatrischen Beobachtung zugewendeten Arbeiten, und man versteht den Stoßseufzer des Forschers, der bei den Dichtern im Flug ihrer Phantasie oft jene letzten Erkenntnisse gewonnen findet, die er selbst nur in mühselig tastender Verstandesarbeit zu sichern vermag. Erfährt man schließlich aus einer aufschlußreichen autobiographischen Arbeit Freuds (die vor mehreren Jahren in den bei Meiner in

Leipzig herausgegebenen Selbstdarstellungen erschien), daß der Vortrag von Goethes „Fragment über die Natur“ in einer populären Vorlesung dem jungen Menschen kurz vor der Reifeprüfung die Entscheidung gab, daß er Medizin inskribierte, so wird ein Zusammenhang klar, den man aus dem Werke Freuds und seiner genauen Kenntnis auch des „unbekannten“ Goethe schon ahnen konnte.

Noch in einer anderen Weise betrachtet, steht die Verleihung des Goethe-Preises an Freud in einer dichterischen Linie. Sie versteht sich vom Dichterischen her, denn der Sinn der Freudschen Lebensarbeit ist ja dieser: über die Bereiche hinaus, die sonst und im allgemeinen dem Arzte zugänglich sind, hat hier ein Lebender es gewagt, in den Orkus zu den unerklärbaren dunklen Dingen hinabzusteigen und durch die Tat der Namengebung ein Bezwinger der Schatten zu sein. Eine spätere Forschung mag die Namen prüfen, es bleibt das Schöpferische der Namengebung. Sie hat nicht nur die deutsche Sprache bis in den Sprachgebrauch des Alltages hinein um neue Vorstellungen, neue Begriffe bereichert, sondern die Sprache der ganzen zivilisierten Welt. Über alles Vergängliche, Zweifelhafte und Anfangsmäßige der Einzelleistung hinaus bleibt eine neue Schau der Dinge. Es bleibt dabei, daß das methodische Denken Freuds dem Denken unserer heutigen Welt etwas wie einen Erdrutsch verursacht hat. Es ist vielleicht das Merkwürdigste an dieser Schau, daß älteste mythische Vorstellungen aufs neue an ihr wach geworden sind. Wie die Rüstung der Athene erst vollständig ist mit ihrem Schilde, in dessen Mitte sich das Bild der Medusa befindet, so ist auch die Rüstung der modernen Wissenschaft erst vollständig mit der Trophäe der besiegten Unterwelt in ihrem Wappen.

Das Werk Sigmund Freuds hat den Zeitgeist mitbestimmt wie das Werk nur weniger, die noch leben. Es bedeutet noch nicht den Sieg über den Orkus. Zuweilen eher seine Entfesselung. Aber es hat Erkenntnisse gefördert, die wichtig sind für jeden, der als Mensch mit Menschen zu tun hat. Deshalb ist es über den Bereich der wissenschaftlichen ärztlichen Disziplin hinausgedrungen. Es hat den Erziehern neue Mittel und Wege der Menschenbildung erschlossen. Freud, der selber oft den Winken der Dichter folgt, gibt den Künstlern und den Seelsorgern wichtige Fingerzeige. Thomas Mann, Hermann Hesse,

Alfred Döblin, die ganze neuere Literatur ist ohne den Freudschen Einfluß undenkbar. In England zeigen die Werke von Joyce und Lawrence seine Spuren. Die Theologie des Beichtstuhles, aber auch die kritische theologische Wissenschaft ist nicht davor zurückgeschreckt, von Freudschen Denkformen zu profitieren. Literaturwissenschaft, Biographie und große Geschichtsschreibung, dann die Volkskunde mit ihren Nachbarbereichen der Mythologie und der Prähistorie, auch das Rechtswesen mit seinen Aufgaben der psychologischen Ursachenergründung verdanken schon heute den von Freud gemachten und ausgearbeiteten Entdeckungen wesentliche Fortschritte. Selbst auf die jüngsten Formen der Menschendarstellung in ihren malerischen und schauspielerischen Bereichen ist die Tiefenpsychologie nicht ohne Einfluß geblieben. Es hat gewiß in diesem Prozeß der allgemeinen Aufwühlung an unbeholfenen und mißglückten analytischen Versuchen nicht gefehlt. Es fehlte nicht an erbitterter und ironischer Abwehr. Es ist nicht nötig, das weite Bild dieser Kampffront hier aufzurollen. Die Richtungen, die Schulen, die sich auf die Freudsche Forschung stützen, ebenso wie sie sich wegen ihrer Früchte bekämpfen, sind kaum noch zu übersehen. Soll man für die Mängel und Entgleisungen der Schüler den Meister verantwortlich machen? Bis zu dem Grade ja, als Freud in seiner scharfen Selbstkontrolle und seiner fast pedantisch wirkenden Vorsicht sein eigenes Werk immer wieder als Stückwerk und Anfang bezeichnet und damit stürmischen Temperamenten den Weg freiläßt. Aber es erscheint angesichts dieser Gesamtlage geradezu als der Sinn der mit dem Goethe-Preis beabsichtigten Ehrung, ein Lebenswerk von größter Anlage auszuzeichnen, das den Ruhm deutscher, europäischer Wissenschaft bis in die fernsten Erdteile getragen hat und das in seinen Auswirkungen noch nirgends erschöpft ist. Es war an der Zeit, dieses Lebenswerk über die Sphäre der Mißverständnisse und Befehdungen hinauszuheben in jene Sphäre, wo sich alles Gültige begegnet.

Goethe und Freud

Von

Fritz Wittels

Sigmund Freud ist ein Arzt, der seit mehr als vierzig Jahren Nervenkranke behandelt, die ihm von Nah und Fern zuströmen. Sein ärztlicher Name ist rund um den Erdball berühmt, er hat eine neue Methode angegeben, mit der hunderte anerkannte und tausende nicht anerkannte Schüler Kranke und Krankheiten behandeln, die vor Freud einer systematischen Behandlung nicht zugänglich waren. Somit hält ihn die Welt nicht nur für einen Arzt, sondern für einen großen Arzt, und niemand würde sich wundern, wenn er in der Stadt Wien oder anderwärts gerade als Heilkünstler ein steinernes Denkmal erhielte. Aber Freud selbst hält nicht viel von seiner ärztlichen Tätigkeit. Wir lesen in einer Publikation von 1927: „Nach 41jähriger, ärztlicher Tätigkeit sagt mir meine Selbsterkenntnis, ich sei eigentlich kein richtiger Arzt gewesen. Ich bin Arzt geworden durch eine mir aufgedrängte Ablenkung meiner ursprünglichen Absicht" [die ursprüngliche Absicht war naturwissenschaftliche Erkenntnis und die Ablenkung war verursacht durch die Notwendigkeit, den Lebensunterhalt zu verdienen] „und mein Lebenstriumph liegt darin, daß ich nach großem Umweg" [nämlich über Behandlung von Nervenkranken] „die anfängliche Richtung wiedergefunden habe . . . In den Jugendjahren wurde das Bedürfnis, etwas von den Rätseln dieser Welt zu verstehen und vielleicht selbst etwas zu ihrer Lösung beizutragen, übermächtig. Die Inskription an der medizinischen Fakultät schien der beste Weg dazu, aber dann versuchte ich's — erfolglos — mit der Zoologie und der Chemie, bis ich unter dem Einfluß v. Brückes, der größten Autorität, die je auf mich gewirkt hat, an der Physiologie haften blieb, die sich damals freilich zu sehr auf Histologie einschränkte. Ich hatte dann bereits alle medizinischen Prüfungen abgelegt, ohne mich für etwas Ärztliches zu interessieren, bis ein Mahnwort des verehrten Lehrers mir sagte, daß ich in meiner armseligen materiellen Situation eine theoretische Laufbahn vermeiden müßte. So kam ich von der Histologie des Nerven-

systems zur Neuropathologie und auf Grund neuer Anregungen zur Bemühung um die Neurosen. Ich meine aber, mein Mangel an der richtigen ärztlichen Disposition hat meinen Patienten nicht sehr geschadet. Denn der Kranke hat nicht viel davon, wenn das therapeutische Interesse beim Arzt affektiv überbetont ist. Für ihn ist es am besten, wenn der Arzt kühl und möglichst korrekt arbeitet."

Diese eisige, zum Schluß nur etwas gemilderte Absage an die Medizin ist bei Freud nicht etwa spät im Leben entstanden, sie war immer da und mit verschiedenen Worten immer die gleiche. Rückblickend auf die Zeit, bevor er sich zum Studium der Medizin entschloß, hören wir ihn sagen: „Obwohl wir in sehr beengten Verhältnissen lebten, verlangte mein Vater, daß ich in der Berufswahl nur meinen Neigungen folgen sollte. Eine besondere Vorliebe für die Stellung und Tätigkeit des Arztes habe ich in jenen Jugendjahren nicht verspürt, übrigens auch später nicht. Eher bewegte mich eine Art von Wißbegierde, die sich aber mehr auf menschliche Verhältnisse als auf natürliche Objekte bezog und auch den Wert der Beobachtung als eines Hauptmittels zu ihrer Befriedigung nicht erkannt hatte. Indes, die damals aktuelle Lehre Darwins zog mich mächtig an, weil sie eine außerordentliche Förderung des Weltverständnisses versprach, und ich weiß, daß der Vortrag von Goethes schönem Aufsatz ‚Die Natur' in einer populären Vorlesung, kurz vor der Reifeprüfung die Entscheidung gab, daß ich Medizin inskribierte."

Wenn man das und manches Ähnliches liest, was Freud über seine Stellung zur Medizin und zu seinen Medizinerkollegen veröffentlicht hat und dabei Freuds medizinische Hochleistungen nicht kennt, käme man schwer auf die Idee, daß hier einer schreibt, der zu den erfolgreichsten Medizinern des neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts zählt. Freud legt so sehr das Hauptgewicht auf seine Leistung in der Psychologie, daß ihn das Licht stört, das von seinen ärztlichen Leistungen ausstrahlt. Die Zukunft wird entscheiden, ob die Psychoanalyse in ihrer doppelten Bedeutung als Heilmethode und als Psychologie mehr dem ärztlichen Praktiker oder dem theoretischen Seelenforscher zugehört. Freuds Verhalten erinnert an die Polarität so vieler großer Geister. die den Beifall dort ablehnen, wo er ihnen willig und reichlich gespendet wird — in Freuds Fall mindestens von den Leidenden,

denen seine Methode hilft, wenn schon nicht von der Majorität der Ärzte — und ihn dort heiß erstreben, wo ihre Zeit nicht mit kommt. Lionardo da Vinci wollte als Aviatiker unsterblich werden und Goethe hielt seine umfangreiche und eher unglückliche Farbenlehre für sein bestes Werk.

Auf die Frage, warum denn Freud bei so viel herzlicher und dauernder Abneigung gleichwohl Medizin studiert hat, erhalten wir eine verblüffende Antwort. Ein Aufsatz von Goethe hat das Wunder vollbracht. Diesen Aufsatz wollen wir nachlesen. Wir sind aber sicher, daß die magische Gewalt nicht sowohl in seinem Inhalt als in der Person Goethes zu finden sein wird, zu dem Freud von früher Jugend an in einem besonderen Verhältnis stand. Man steht heute den großen Männern der Nation im allgemeinen nicht mehr mit jener partizipierenden Verehrung gegenüber wie um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts und etwas später. Auch damals war eher Schiller der Halbgott der deutschen Nation, soweit sie als kompakte Masse in Betracht kam. Goethe hatte zwar gleichfalls Denkmäler in allen deutschen Städten, aber er war nicht populär. Man kannte einige seiner Theaterstücke und führte sie auf, liebte viele seiner Gedichte und setzte sie in Musik, schon weniger las man seine späteren Romane. Die ins Ungeheuere ragende, einzigartige Persönlichkeit Goethes war der Menge ganz unbekannt und ist es bis heute geblieben. Dieser Dom zeigte keinen Eingang für den kleinen Mann und Spießbürger, hingegen so manche abstoßende Seiten, die dem Bildungsphilister unbegreiflich waren. Nur weil ihm gelehrt war, Goethe sei der größte Dichter deutscher Sprache, bemühte sich der kleine Mann, über so viel Sonderbares in Goethes Leben und Werken schweigend hinweg zu schauen.

*

Goethes Weltruf begann früh. Er war ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling, als er 1772 den kurzen Roman „Die Leiden des jungen Werther“ herausgab. Diese Liebesgeschichte, im sentimentalen und schwärmerischen Stile Rousseaus geschrieben, ist noch heute lebendig und kann erschüttern. Goethe hat seinen Erfolg nie wieder erreicht, sicher nicht übertroffen, auch nicht mit dem „Faust“ von 1808. Denn der

„Faust“, ein hohes Werk und herrlich wie am ersten Tag, ist in seiner unergründlichen Schönheit nur für Gebildete verständlich, die „Leiden des jungen Werther“ wirken unmittelbar auf jede junge Seele. Goethe erhielt Glasmalereien aus China, die Werther und Lotte darstellten. Als Napoleon 1808 in Erfurt war, erzählte der eine große Mann dem andern, daß er den „Werther“ siebenmal gelesen und sogar auf dem ägyptischen Feldzug mitgehabt habe. Zur Zeit des Erfurter Fürstentages war Goethe 59 Jahre alt. Er hatte das tiefste Problem seines Lebens, die Erlösung des ewig vorwärts strebenden Geistes durch sich selbst, im Faust zu einem vorläufigen Abschluß gebracht, den er nach abermals zwanzig Jahren im zweiten Teile der Dichtung bis zu den Höhen kirchlicher Mystik emporheben sollte. Außerdem war er tief in naturwissenschaftliche Arbeiten verstrickt, die von der Physik über die Geologie bis zu Botanik und vergleichender Anatomie reichten. Als er zu dichten begann, war die deutsche Sprache ein sprödes Instrument. Wie er sie vorfand, war die Sprache nicht geeignet zum Ausdruck weicher und feinerer Gefühle. Der erste Schöpfer der modernen deutschen Sprache war Martin Luther. Er schuf sie zum Zweck seiner Bibelübersetzung anno 1523 auf der gotischen Wartburg. Heute spricht und liest der gebildete Deutsche die Sprache Goethes. Er hat sie umgeschaffen. Was da geleistet ist, kann der ermessen, der die scholastischen Schnörkel Immanuel Kants zu lesen versucht, die spitzigen und bizarren Perioden dieses größten deutschen Denkers, und dann deutsche Philosophen vornimmt, die nach Goethe geschrieben haben, wie etwa Schopenhauer oder gar Nietzsche.

Von alledem wußte Napoleon nichts und die Chinesen wußten natürlich noch viel weniger davon. Nun erwäge man, mit wie gemischten Gefühlen ein großer Mann im siebenten Jahrzehnt seines Lebens Anerkennung und Verehrung aufnimmt, die sich auf eine Jugendleistung gründen, mit der er längst nicht mehr zusammenhängt. Er konnte tun, was er wollte, konnte die gewaltigsten Herkulestaten verrichten, er blieb doch immer der Dichter des Werther. Da er weise war, mochte er wohl erkennen, daß dieses der Lauf der Welt ist. Sie versehen ihre Idole mit einer Etikette und erlauben den Idolen dann nicht, die Etikette zu verändern. Gewöhnlich vergehen an die hundert Jahre, bis die Nachwelt die wirkliche Entwicklung

überschaut und die wahre Größe erkennt. Solange er lebt, erblickt der Riese zu seinen Füßen Bewunderer, die das in die Wolken ragende Haupt gar nicht bemerken.

Im Gegensatz zu Goethe und den meisten genialen Menschen, hat Freud mit seinen großen Leistungen erst spät eingesetzt. Er war beinahe vierzig, als er mit J. Breuer seine „Studien über Hysterie" herausgab, in denen nervöse Symptome auf vergessene Schockerlebnisse zurückgeführt werden und er war beinahe fünfzig, als er seine Sexualtheorie zum erstenmal im Zusammenhang veröffentlichte. Aber auch er ist auf diese ersten Leistungen festgelegt worden und nachdem man ihn — im Gegensatz zu Goethe auch hierin — im Anfang gar nicht beachtete, lobt und tadelt ihn die große Masse der Chinesen noch heute als Pansexualisten, als einen Mann, der die Jugend zur Sittenlosigkeit verführt wie Sokrates (ὅτι τὴν νεότητα διαφθείροι), im besten Falle als den Gelehrten, der den nervösen Charakter auf sexuelle Kindheitserlebnisse zurückführt. Was Freud aber in über dreißigjähriger Intuition und geduldiger Gelehrtenarbeit entwickelt hat, wie sehr seine Begriffe von Sexualität und Triebleben sich vertieft haben, das wollen die „Vielzuvielen" nicht wissen.

Wie könnte das auch anders sein? Im Leben großer Männer gibt es Augenblicke, in denen ihre Arbeit das Interesse der Zeit und der Zeitungsleser trifft. Solche Augenblicke hält dann die allgemeine Meinung fest und wenn die Kometen ihren Schnittpunkt mit der Ekliptik längst verlassen haben, wird immer noch — anerkennend oder abfällig — davon gesprochen. Große Männer verdanken ihre Popularität — sofern sie solche überhaupt erreichen — einem zufälligen Zusammenprall, einem vorübergehenden Feuerwerk und von ihnen allen gilt Nietzsches Wort: „Wenn eine Wahrheit auf dem Markte gesiegt hat, dann fraget nur: durch welchen Irrtum hat sie gesiegt." Freuds Traumdeutung mag die Menge noch einigermaßen interessiert haben. Auch hier durch einen Irrtum, da die Tiefe der Entdeckung sogar in Fachkreisen noch nicht erkannt ist. Was später kam: die lange Reihe der Aufdeckungen aus den Tiefen des Seelenlebens, ist der großen Menge nicht zugänglich. Freud darf mit dem gleichen Rechte wie Goethe sagen (zu Eckermann 1828): „Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür

strebt, ist in einen Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen, und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind."

*

Das neunzehnte Jahrhundert war das Zeitalter des nationalen Bewußtseins. Große und kleine Völker erkannten ihre Nationalität befreiten und einigten sich. Ein wesentlicher Bestandteil dieses lärmenden Nationalismus war immer der Haß gegen andere und die Verachtung anderer Nationen. Man erkannte sich selbst, indem man den anderen herabsetzte. Das konnte in Haßgesängen geschehen, wie die der Bulgaren und Griechen gegen die Türken. Bei einer so theoretisch gerichteten und philosophisch beeinflußbaren Nation wie die deutsche konnte nationale Begeisterung erweckt werden durch den „Nachweis" daß die deutsche Sprache die tiefste, die deutsche Staatsform die beste die deutsche Sittlichkeit die verläßlichste sei, das heißt, daß man als Deutscher ein Recht habe, auf andere Völker wie die Franzosen jenseits und die Juden innerhalb der deutschen Grenzpfähle mit Geringschätzung herabzusehen. Als die preußische Regierung zu dem Kampfe gegen Napoleon rüstete, der damals Befreiungskampf genannt wurde obwohl das Resultat für die Völker ganz das Gegenteil einer Befreiung wurde, berief sie den bis dahin für staatsgefährlich erachteten Philosophen Fichte an die neu gegründete Berliner Universität. Dort selbst hielt Fichte seine berühmten „Reden an die deutsche Nation" (1808). Er sagte, daß die deutsche Sprache nicht nur besser, tiefer seelenvoller sei als die französische, englische oder italienische, sondern überhaupt unvergleichbar. Die deutsche Sprache als Ursprache mit eigenen Wurzeln lebe, während die genannten und andere Sprachen tote Entlehnungen verwenden. Wie man Totes mit Lebendigem nicht vergleichen könne, so auch nicht die deutsche Sprache mit der französischen. Mit solchen und ähnlichen Reden richtete Fichte den gesunkenen Nationalstolz auf. Predigten in Kirchen taten ihr Übriges und man ging vom Beichtstuhl und aus den Hörsälen hinaus auf Schlachtfeld. Aus einer theoretischen Abhandlung über deutsches Wesen holte man sich Begeisterung und es scheint, daß aus der Verschieden

heit der Sprachwurzeln die Notwendigkeit folgte, sich gegenseitig totzuschlagen.

Solche Abhandlungen sind ja schon an sich ein gefährliches Beispiel, wie der Idealismus im Handumdrehen alle Tatsachen der Beobachtung überspringt. Homer und Sophokles, die in der philologisch so hochgeschätzten griechischen Sprache gesungen haben, in höchsten Ehren. Aber Shakespeare und Jesaias sind nicht geringer als die alten Hellenen und haben sich zweier Sprachen bedient, die von den Philologen mit Unmut betrachtet werden. Ein echter Philologe wird durch solche Tatsachen kaum in Verlegenheit versetzt. Gut, die hebräischen Propheten und der englische Dichter sind groß. Aber wie groß wären sie erst geworden, wenn sie die deutsche oder die griechische Sprache mit ihren wunderbaren Flexionen zur Verfügung gehabt hätten! Viel schwerer kommen die Herolde des Nationalismus über die Frage hinweg, was denn Goethe zur nationalen Idee in den Freiheitskriegen gegen Napoleon beigetragen habe. Es ist bekannt, daß er sich vollkommen passiv verhielt. Für Napoleon hegte er die Verehrung des Mannes, der das Genie erkennt. Haßgesänge gegen die Franzosen konnte er auch nicht dichten. „Wie hätte ich Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß? Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!"

„Überhaupt", fuhr Goethe fort, „ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."

Eine harte Nuß für Nationalisten, ein Problem auch für jeden Psychologen! Der Mann, der die moderne deutsche Sprache geschaffen, der größte Dichter, den die Nation hervorgebracht hat, fühlte sich als Weltbürger, durchaus übernational. Manche Leute, westlich und östlich,

haben die deutsche Sprache erlernt, hauptsächlich um Goethe, diesen unübersetzbaren Großen für sich zu erwerben — und es steht dafür. Könige haben in unberechtigtem Eigendünkel von sich gesagt, *l'état c'est moi.* Es ist aber eine Erhebung der deutschen Nation zum höchsten Adel, wenn einer sagte: Goethe sei das Deutschtum. Kaum irgend etwas Deutsches außerhalb Goethes läßt sich mit ihm vergleichen. Und dieser Mann war im Sinne des bewußten Nationalismus ein schlechter Deutscher! Hier weiß die Psychoanalyse Rat. Das wahrhaft Nationale ist eine „*qualitas occulta*", quillt aus den Tiefen des Es und hat mit den Redensarten der bewußten Nationalpolitiker so gut wie nichts zu tun. Die großen nationalen Leistungen aller Völker fallen geschichtlich in Zeiten, die sich des nationalen Gedankens und Wesens durchaus nicht bewußt waren. So sind deutsche Gruppen seit dem Mittelalter in Rußland, Polen, Rumänien und anderwärts versprengt. Sie bilden deutsche Sprachinseln einiger tausend inmitten von Millionen einer anderssprachigen Bevölkerung. Seit Jahrhunderten haben sie ihre deutsche Sprache und Art gegen diese Brandung bewahrt, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Sie sehen kein Verdienst darin, sind sich überhaupt nicht bewußt, daß sie ein unvergleichliches Beispiel nationaler Kraft zeigen. Wirksamkeit und Bewußtsein des Wirkens sind verschieden und häufig genug sogar einander entgegengesetzt. Das Geschwätz über Rassenhoheit und Rassenreinheit tritt immer dann auf, wenn eine Nation in ihrer geschichtlichen Entwicklung a b w ä r t s geht. Es ist eine Schande und ein großer Schaden für den deutschen Namen, daß die Welt diese Nation nach dem Bismarckschen und Wilhelminischen Deutschland und nicht nach Goethe beurteilt. Man kann auch noch weiter zurückgehen und den protestantischen Geist als Leistung des deutschen Genius ansprechen, der auch damals, als er stark genug war, eine neue geistige Weltordnung zu schaffen, nicht wußte, daß er spezifisch deutsch war.

Ich sehe im Sinne der Psychoanalyse im überreizten und endlosen Reden der Schizophrenen, ihrem sogenannten Wortsalat, ein Seitenstück zu den hohlen, wissenschaftlich und menschlich nicht fundierten Tiraden der nationalen Emphatiker, die man natürlich nicht nur in Deutschland findet. Der Schizophrene hat den Zusammenhang mit den Quellen der Sprache in den unbewußten Tiefen des Es verloren. Die

Wortvorstellung hat sich von der Sachvorstellung getrennt, und schauerlich befreit von ihrem eigentlichen Sinne läuft die Rede davon wie ein Uhrwerk ohne Hemmung, kann nicht aufhören zu lärmen, weil sie durch Endlosigkeit und Getöse den Schaden übertönen will. Politischer Nationalismus mit seinem Gefolge von Rassenhaß, Hochmut, Pogrom und Krieg sind ein Verzweiflungsakt derer, die den ruhigen und sicheren Besitz des nationalen Gutes nicht mehr fühlen. Man hat nie gehört, daß Chinesen viel Aufhebens von ihrer Nationalität gemacht haben. Und doch bestehen sie seit den ältesten Zeiten, halten jedes Klima aus von den Tropen bis zur Arktis und haben die stärkste nationale Kultur entwickelt, die wir kennen.

*

Es ist notwendig, den Gegensatz zwischen falschem Nationalismus zu verstehen, der sich in Worten verpufft und der echten nationalen Leistung, die sich ihrer selbst kaum bewußt ist, um das Wien der Siebziger Jahre zu verstehen, in dem der junge Freud heranwuchs. Die im Weltkriege vernichtete österreichische Monarchie war ein Feudalstaat. Viele verschiedensprachige Völker lebten gemeinsam unter einer Dynastie und deren Beamten. Der Staatsgedanke war eben diese Dynastie. Was in Amerika die Flagge bedeutet, in nationalen Staaten die gemeinsame Rasse und was für die theokratischen Staaten der Vorzeit die gemeinsame Verehrung Gottes, das war in Österreich durch das Haus Habsburg ersetzt. Eine Art Byzanz hatte sich hier erhalten, gemildert natürlich durch den Geist der Moderne, aber immerhin mittelalterlich und ein Fremdkörper in der europäischen Entwicklung. Dieses Reich mußte zerfallen, aber es hat sich erstaunlich lange gegen die geschichtliche Notwendigkeit gewehrt.

Die Habsburger und ihre Ratgeber wußten wohl, wo sie ihre Feinde zu suchen hatten: Der Hauptfeind im neunzehnten Jahrhundert war die nationale Propaganda unter den verschiedenen Völkern des Habsburgerreiches. Metternich und Radetzky ließen in Italien ihre weißröckigen Soldaten einmarschieren, wo sich nationale Ansprüche regten. Die deutsche nationale Bewegung wurde mit Gewalt unter-

drückt, als man sie nach Niederwerfung Napoleons nicht mehr brauchte. Gegen die nationale Erhebung der Ungarn im Jahre des Sturmes 1848 riefen die Habsburger sogar die russische Armee zu Hilfe, um diesen nur allzu willigen Helfern schon wenige Jahre später mit schnödem Undank zu lohnen, weil Rußland die slavisch-nationale Agitation in Österreich ermutigte. Wien, die Hauptstadt des Reiches, die Residenz des Kaisers, war seit tausend Jahren eine kerndeutsche Stadt. Die Habsburger konnten das nicht ändern, obwohl sie selber spanischer Herkunft und spanischen, das ist jesuitischen Geistes voll waren. Sie taten aber was sie konnten, damit diese uralte bayrische Siedlung sich wenigstens ihres Wesens nicht bewußt würde. Im siebzehnten Jahrhundert unterdrückten sie den Protestantismus in Wien mit brutaler Gewalt, im achtzehnten Jahrhundert gaben sie der Stadt jenen eigentümlichen halbspanischen Charakter des Wiener Barock, der sich in den Bauwerken aus jener Zeit und deren späteren Nachahmungen so schön erhalten hat. Im neunzehnten Jahrhundert, eigentlich noch etwas früher, gaben die Habsburger den Wienern und der deutschen Nation das Burgtheater.

Die Habsburger wußten natürlich nicht, was sie da taten. Alle Fürsten der Barockzeit hatten ihr Haustheater und so war auch der Hofburg in Wien eines angegliedert. Aber die Wiener, denen verboten war, über die Grenze zu schielen, wo die anderen deutschen Stämme in 32, später in 25 Kleinstaaten beisammen lebten, machten, ohne es zu wissen und ohne es bewußt zu wollen, aus dem Burgtheater eine Hochburg des deutschen Geistes und des deutschen Idealismus. Es ist schier unmöglich, der heutigen Generation zu beschreiben, was das Burgtheater den gebildeten und sogar den ungebildeten Wienern von 1870 bis 1890 und noch später bedeutete. In der Zeitung, im halb feudalen Parlamente durfte man sich nicht zum Deutschtum bekennen. Aber in seine „Incognitologe" im Burgtheater kam der Kaiser selbst und sah und hörte, wie von den auserlesensten Schauspielern ganz Deutschlands Goethe, Schiller, Lessing, aber auch Shakespeare und Calderon aufgeführt wurden. In Weimar und anderen deutschen Städten war der klassische Geist längst verblaßt, als er in Wien zu blühen anhub. Das Burgtheater war das letzte Geschenk des deutschen Idealismus und ist mit dem deutschen Idealismus dahingegangen. So-

lange man in Wien das alte Burgtheater hatte, besaß man die edelsten Werte der deutschen Kunst. Seit man gegen diesen Besitz die übeln Schreier von Rassenhaß eingetauscht hat, das ist übelriechendes Fleisch gegen den Logos, ist kein Platz mehr übrig für die okkulten Werte des Es. Einer der hervorragendsten Schauspieler des alten Burgtheaters, mehrmals sein Leiter, war Adolf Sonnenthal, ein gebürtiger Ungar und mehr noch, ein Jude. Als die Deutschen in der Welt noch nicht verhaßt waren, durften Juden häufig zum Ruhme der deutschen Idee beitragen. Keiner hat diese Idee, die sich naturgemäß um den größten Deutschen, um Goethe gruppierte, würdiger vertreten als Sonnenthal, der edelste Faust der deutschen Bühne. Da war auch Josef Lewinsky, ein gebürtiges Wiener Kind, aber wie sein Name aufzeigt, slavischen Ursprungs, der zu diesem Faust einen dämonischen Mephisto stellte, den Höllenfürsten in jedem Zoll. Als Lewinsky 1883 zum erstenmal den Mephisto spielte, wurde das für die deutsche Welt ein Ereignis, mit dem sich nicht einmal ein Boxkampf um die Weltmeisterschaft von heute oder ein Transozeanflug vergleichen lassen. Aus allen Ländern kamen sie, um Lewinsky zu sehen. Monate lang sprach man in der Gesellschaft von nichts anderem. Der Literaturhistoriker Erich Schmidt schrieb noch zwanzig Jahre später in einem Kommentar zu Goethes „Faust“: „Wer das Glück hatte, Josef Lewinsky als Mephisto zu sehen, der wird verstehen . . “

Dabei war das Burgtheater keineswegs nur den Wohlhabenden zugänglich. Für wenige Kreuzer Eintrittsgeld konnte die unbemittelte Jugend von der vierten Galerie unter dem Dache die Vorstellungen stehend mitgenießen. Der Platz war eng, man stand Kopf an Kopf und um ihn zu erringen, mußte man sich viele Stunden vor den geschlossenen Toren des Theaters anstellen. Manchmal mußte man schon den Abend vorher ankommen und stand die ganze Nacht hindurch in der Unbill des Wetters, volle vierundzwanzig Stunden, bis das Tor eine halbe Stunde vor Beginn der Aufführung geöffnet wurde und eine wilde Jagd um die vorderen Plätze anhub, bei der es häufig ohne Verletzungen nicht abging. Aber man nahm alles in Kauf, um die Schauspieler Halbgötter zu sehen und zu hören. Die Wolter als Iphigenie, Baumeister als Götz, Robert als Ödipus, Sonnenthal als Hamlet und Faust, Lewinsky als Richard III. oder Mephisto. So kam man in eine

Beziehung zu Goethe, die gleichzeitig religiöse Verehrung und unmittelbarer Zusammenhang war, wie mit einem nächsten Verwandten oder Freunde. Erinnern wir uns, daß Freud nicht sagt, er habe den Aufsatz Goethes über die Natur gelesen. Er hat ihn in einer Vorlesung gehört und es hat einige Wahrscheinlichkeit für sich, daß diese Vorlesung von einer der Größen des Burgtheaters gehalten wurde. Denn sie zeigten sich dem Publikum auch häufig in Konzertsälen, wo sie mit königlichen Gebärden zum Vortragstische schritten und mit einer Würde Platz nahmen, die unserer heutigen sogenannten demokratischen Zeit gar nicht mehr gemäß ist.

Ich will also sagen, daß der deutsche Geist in jenem vergangenen Wien ganz besonders lebendig war, obwohl und vermutlich weil man ihm nicht gestattete, sich politisch auszuleben. Man fand ihn im Burgtheater und durch Vermittlung des Theaters dann auch in den Werken der großen deutschen Schriftsteller. So mag verständlich werden, daß Goethes gehörtes Wort auf den jungen Studenten Freud so Ausschlag gebende Bedeutung gewann und ihn — wie er später behauptete: seinen Neigungen entgegengesetzt und irrtümlich — der Medizin in die Arme trieb. Goethe hat für Freud weit mehr getan als das. Freuds Stil ist an Goethe gebildet, er ist ein großer Schriftsteller geworden, neben seiner Bedeutung als Gelehrter und den nicht fachlich interessierten Lesern ist häufig nicht so wichtig, was er sagt, als daß er sie entzückt, wie er es sagt. Die Übersetzungen seiner Schriften können den durchaus deutschen Geist nicht wiedergeben, in dem Freuds Werke atmen. Die Magie der Sprache läßt sich nicht übertragen. Wer Freuds Psychoanalyse wirklich von Grund auf verstehen will, der muß seine Bücher in der Ursprache lesen. Es ist kein Zufall, daß auch in Amerika und England die hervorragendsten Schüler Freuds imstande waren, den Meister im Original zu lesen. Es ist vermutlich nicht unbedingt notwendig, Newton in englischer Sprache oder Spinoza lateinisch zu studieren. Aber Freud ist ein Künstler und alle Kunst fließt aus den Quellen der Nation.

Dem wird man vermutlich entgegenhalten, daß Freud ein Jude sei und als solcher von einer guten Anzahl seiner deutschen Landsleute nicht für einen vollen Deutschen anerkannt wird. Wirklich gehört er nicht zu Bismarcks Deutschland, sondern zu dem Goethes, der sich

den Deut darum kümmerte, ob man ihn für einen guten Deutschen hielt oder nicht.

Freud hat von Anfang an seine Organisationen und Zeitschriften „international“ genannt. Es ist nötig, auch dieses Wort bei Freud im Goetheschen Sinne zu verstehen. Goethe korrespondierte mit Walter Scott und Carlyle, mit Geoffroy de St. Hilaire und anderen Franzosen. In seinem Weimar strömten die edelsten Geister aller Völker zusammen, um ihn zu sehen und zu sprechen. In diesem Sinne war er international. Aber dieser kosmopolitische Klassiker wurde der Schöpfer des neuen Deutschtums. Wir hegen die Zuversicht, daß die Idee des Deutschtums durch die wilhelminische und nachwilhelminische Epoche mit nichten bestimmt wird.

*

Goethe vertritt in der Naturwissenschaft eine Richtung, die sich nicht lehren läßt und die in den Händen von Forschern, welche die nötigen künstlerischen, intuitiven und objektiven Fähigkeiten und deren glückliche Vereinigung nicht besitzen, höchst gefährlich werden kann. Goethe selbst, dem mit der ihm eigentümlichen Methode mehrere bedeutende Entdeckungen und großartige Einsichten gelangen, ist mit ihr mehrfach in grotesker Weise in die Irre gegangen.

Das erste war bei Goethe immer die I d e e. Er nannte sie aber nicht Idee, sondern: seine A n s c h a u u n g. Goethe s a h seine Ideen. Das klingt dunkel für jedermann und unannehmbar für den Philosophen. Plato lehrte, daß wir nur die Gegenstände der Erscheinungswelt (das ewig Werdende und Vergehende) wahrnehmen, hingegen von dem, was hinter diesen Gegenständen steckt, dem Bleibenden, wirklich Seienden, nur die Idee haben können. Die Idee der Dinge kann man nicht sehen. Aus dieser platonischen Idee haben Scholastiker einen Gegenstand der Anschauung gemacht, indem sie meinten: es gibt so viele verschiedene Tiere oder Pflanzen. Man sollte ein ideales oder Urtier konstruieren, das alle Eigenschaften der einzelnen Spezies vereinigt. Diese Konstruktion eines Tieres enthielte dann die Idee der Katze ebensowohl wie des Molches oder der Laus und in dieser Form sollte die Idee des Tieres sichtbar gemacht werden. Goethe war weit entfernt von so abscheulichen Spekulationen. Aber er sah eine Pflanze

aus dem Boden wachsen, die Wurzeln, Blätter, Stengel, Blüte, Griffel und Staubgefäße entwickelte und er sah, daß alle diese Bestandteile der Pflanze verschiedene Erscheinungsformen, Entwicklungsformen des Blattes waren. Alles entwickelt sich durch Umwandlung, durch Metamorphose des Blattes. Diese Metamorphose sah Goethe zunächst nur in seiner Phantasie, sie war seine Idee oder wie er selber sagte: seine Anschauung. Als er bei einer seiner ersten Zusammenkünfte mit Schiller, diesem philosophisch gebildeten Freunde die Metamorphose der Pflanze erklärte und seine Anschauung nannte, entgegnete Schiller: „das ist keine Anschauung, das ist eine Idee." Worauf Goethe einigermaßen geärgert sagte, es könne ihm ja ganz recht sein, wenn er seine Ideen so deutlich sehe, daß er sie für Anschauung halte.

Wir befinden uns hier an der Grenze, wo die Anschauung, das ist die Wahrnehmung, in Denken (in die Idee) übergeht. Die Sinnesempfindung empfängt ihre Anregung von außen. Außen ist die Pflanze, die ich sehe. Aber innen ist mein Denken, mit dem ich aus der Wahrnehmung, und bis zu einem hohen Grade unabhängig von ihr, machen kann, was ich will. Schiller, der Philosoph, meinte, es sei nötig, das Denken in Ideen von den einfachen Anschauungen der Objekte zu trennen. Goethe, der Künstler, sah diese Notwendigkeit nicht ein. Man sieht deutlich, daß Schiller vom wissenschaftlichen und Goethe vom künstlerischen Standpunkte recht behalten.

Ein andermal sah Goethe in seinem Geiste, daß der Schädel des Wirbeltieres eigentlich aus einem oder mehreren umgewandelten Wirbeln bestehe. Die den Wirbeln so unähnlichen Schädelknochen seien dennoch durch Umwandlung der Seiten- und Mittelteile aus den Wirbeln entstanden. Wieder ein andermal sah Goethe in seinem Geiste, daß auch der Mensch einen Zwischenkiefer habe (os intermaxillare). Die oberen Schneidezähne wachsen bei den meisten Säugetieren aus einem Knochenstück heraus, das zwischen den beiden Oberkiefern sitzt (dem Zwischenkiefer). Am menschlichen Schädel sind weder Nähte noch sonst Zeichen eines Zwischenkiefers bemerkbar. Aber Goethe vermutete ihn und entdeckte ihn auch und setzte die Anerkennung seines Fundes gegen ziemlich heftigen Widerstand der zeitgenössischen Anatomen durch.

Da haben wir drei naturwissenschaftliche Leistungen Goethes: die

Metamorphose der Pflanze, den Schädelwirbel und den menschlichen Zwischenkiefer. In allen drei Fällen war zuerst die Idee da, die Goethe eine Anschauung nennt. Auf die Vision folgte regelmäßig ein Erlebnis. Im Jahre 1790 sah Goethe im Sande des Lidos bei Venedig einen zerborstenen Schöpsenschädel. Er hob ihn auf, sah ihn lange an und fand, daß in der Tat die Schädelknochen stark veränderte Wirbel seien. „Beim ersten Anblick“, sagt Helmholtz, „kann nichts unähnlicher sein, als die weite einförmige, von platten Knochen begrenzte Schädelhöhle der Säugetiere und das enge zylindrische Rohr der Wirbelsäule, aus kurzen, massigen und vielfach gezackten Knochen zusammengesetzt. Es gehört ein geistreicher Blick dazu, um im Schädel der Säugetiere die ausgeweiteten und umgeformten Wirbelringe wieder zu erkennen, während bei Amphibien und Fischen die Ähnlichkeit auffallender ist.“ Statt „geistreicher Blick“ wollen wir lieber sagen: eine Idee gehört dazu oder, was so manchem Naturforscher etwas anrüchig klingen dürfte: eine vorgefaßte Meinung. Es ging Goethe gerade so bei der Metamorphose der Pflanze. Er trug die Idee schon lange in sich, als er in Padua eine Fächerpalme sah, die ihm den Übergang von den ersten einfachsten Wurzelblättchen bis zu den zusammengesetzten Fiederblättern deutlich zu zeigen schien. Zur Entdeckung des Zwischenkiefers führte ihn ein Menschenschädel, der schwache Spuren von Nähten zeigte, wie sie bei Tieren Oberkiefer und Zwischenkiefer verbinden. Um diese schwachen Spuren zu sehen, mußte man erst die Idee haben, daß sie vorhanden seien.

Zum Ursprung in der Idee, zur Entbindung der Idee durch das einzelne Erlebnis eines glücklichen Tages kommt aber nun hinzu die Kontrolle durch eine sehr große Reihe von sorgfältigen Beobachtungen in der Natur. Goethe beobachtete hunderte von Schädeln, hielt auch mit der Publikation seiner Entdeckung jahrelang zurück, so lange, daß später andere ihm die Priorität streitig machten. Seine Arbeitsmethode aber ist dreifach: die anschauliche Idee kommt zuerst und in ihr schon liegt die unerschütterliche Überzeugung von der Richtigkeit der Ansicht. Diese Idee muß — wie die Psychoanalyse am besten weiß — nicht immer klar bewußt sein. Sie wird bewußt an dem Tage, wo sie durch eine einzelne Beobachtung objektiviert werden kann. Vermöge der inhärenten Idee wird die Beobachtung sofort verallgemeinert, der Welt

jedoch erst mitgeteilt, wenn die Verallgemeinerung durch die Beobachtung oder das Experiment verifiziert worden ist. Alle diese Teile sind einzeln nichts und sogar gefährlich. Phantastische Ideen, denen in der Außenwelt nichts entspricht, sind wertlos. Verallgemeinerung einzelner Beobachtungen ist in der Naturwissenschaft unerlaubt. Aber auch geistlose und endlose Experimente und lange Reihen von Beobachtungen, denen weder eine starke Idee noch ein „Geburtserlebnis“ zugrunde liegen, führen zu langweiliger und pedantischer Statistik, die obendrein auch noch gewöhnlich falsch ist. Das Zentrum von Goethes Arbeitsmethode liegt im glücklichen Erlebnis, von dem wir ja heute nach unseren psychoanalytischen Erfahrungen sehr wohl wissen, daß es kommen mußte, weil die Idee es erzwingt. Goethe selbst hat diesen oder sehr ähnlichen Erlebnissen den Namen des „Urphänomen“ gegeben.

Man darf fragen: was sind das für eigentümliche und scheinbar unzusammenhängende Entdeckungen auf dem Gebiete der Osteologie und der Physiologie der Pflanzen? Wie kann es einen sonnenäugigen Dichter zu solchen Einzelbeobachtungen treiben? Auf diese Fragen gibt es eine überraschende und höchst befriedigende Antwort. Die drei genannten Entdeckungen Goethes und ihre Ideen stammen aus einer gemeinsamen übergeordneten Idee, die später durch Darwin berühmt geworden ist, aber schon von Goethe vollkommen klar formuliert wurde. Man versteht, daß die Deszendenztheorie gemeint ist. Zu gleicher Zeit wie Lamarck in Frankreich und unabhängig von ihm, war Goethe zur naturwissenschaftlichen Überzeugung gelangt, daß die Formen sich auseinander entwickeln und sich je nach den verschiedenen Zwecken metamorphosieren. Die vordere Extremität der Wirbeltiere entwickelt sich beim Menschen und Affen zur Hand, bei anderen Tieren zur Pfote mit Krallen oder zum Vorderfuß mit Hufen, beim schwimmenden Tiere zur Flosse, beim fliegenden zum Flügel. Die anatomische Gliederung, Stellung und Verbindung mit dem Rumpfe bleiben immer gleich. Darwin hat als Ursache dieser verschiedenen Entwicklung der Arten die natürliche Zuchtwahl angegeben, das Überleben des am besten Angepaßten und das Aussterben des schlecht Angepaßten. Man hat später gesagt, daß harter Kampf ums Dasein in der Natur regelmäßig zu einer Verkümmerung der Art führe und

niemals zu einer Entwicklung nach aufwärts, wie Darwin behauptet. Mehr als fünfzig Jahre vor Darwin haben Lamarck und Goethe ein anderes Entwicklungsprinzip genannt, das neuerdings als Neo-Lamarckismus den Sieg über die Selektionstheorie davongetragen hat: die Arten und ihre Teile entwickeln sich je nach ihren Zwecken. Der Maulwurf erblindet, weil er in der finsteren Erde seine Augen so wenig braucht wie der Grottenolm. Er entwickelt Schaufeln aus seinen vorderen Gliedmaßen, weil er sie zum Graben und nicht zum Laufen benötigt. Man bemerkt, um wie viel lebendiger und geistiger dieser Gedanke der finalen Entwicklung ist, als der Darwins mit seiner toten Kausalität, die zu ihrer Auswirkung hunderttausende von Jahren braucht.

Die Entwicklungsidee wurde damals und noch 1830 in einer berühmten Diskussion vom großen Cuvier gegen Geoffroy St. Hilaire zu Paris abgelehnt. Erfolg oder Mißerfolg einer Lehrmeinung hängt ja stark von der Zeitströmung und dem Zeitstil ab. Der reißende Triumph naturwissenschaftlicher Erkenntnis, der sich an den Namen Darwins und sein 1859 publiziertes Hauptwerk anknüpft, konnte 1830 oder gar 1790 nicht errungen werden. Zum Teile ist an dieser Verzögerung das geringe Tatsachenmaterial schuld, das den Naturforschern um 1800 zur Verfügung stand. Sie hatten die richtige theoretische Einsicht, aber ein Zwischenkiefer, die Metamorphose der Pflanze und des Wirbels und das Wenige, was noch dazu kam, war nicht genügender empirischer Beweis. Es war noch Cuvier 1830 ein Leichtes, mit dem ungeheueren Material der alten Schule für die Unveränderlichkeit der lebenden Arten, die gleichzeitige Schöpfung aller der verschiedenen Formen, seinen Gegner Geoffroy zu schlagen. Und doch lebte um diese Zeit schon Darwin und sammelte sein Material, das unter Zuhilfenahme der Zellentheorie, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts den Entwicklungsgedanken zum Siege führte.

Aber hinter dem Material steht immer die Idee. Auf das Aufklärungszeitalter im achtzehnten Jahrhundert folgte eine romantische Epoche, die einer Aufschließung der Welt durch Naturwissenschaft, das ist durch Beobachtung, nicht grün war. Auf die großen Idealisten Kant und Fichte folgten die sogenannten Naturphilosophen, die man eigentlich Unnatur-Philosophen nennen sollte. Sie verachteten die Be-

obachtung und huldigten in der Tat der Ansicht, man könne das Verständnis der Natur aus dem eigenen Ich, dem eigenen Nachdenken entwickeln. Zu diesen Philosophen gehörten Hegel und Schelling, große Männer auf anderen Gebieten, aber ein unerträglicher Hemmschuh für den Naturforscher, der seinen Weg geduldig geht, Einzelheiten zusammenträgt, vergleicht, überprüft, experimentiert und von der Einzelbeobachtung vorsichtig zum Allgemeinen übergeht. Revolutionsartig hat sich die Naturforschung um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von der Naturphilosophie befreit. Es ist natürlich kein Zufall, daß politische Revolutionen ungefähr zur selben Zeit durch Europa fegten. Wir leben in großen Zeitwellen, die unser ganzes Leben auf einmal ergreifen: politische, wissenschaftliche, soziale Moden gehen miteinander. Naturwissenschaft, wie Goethe sie betrieb, war gerade damals, als er sie betrieb, nicht „modern". Er blieb ziemlich allein, mußte in seiner Einsamkeit natürlich oftmals irren — und was immer das Schlimmste ist — verbittert und ungerecht werden.

Goethes Entwicklungsidee war richtig und hat sich längst den Erdball erobert. Aber die Einzelbeobachtungen, zu denen seine Grundgedanken ihn führten, waren Stückwerk. Man hat später nachgewiesen, daß nur der Hinterhauptknochen des Säugetierschädels ein verwandelter Wirbel ist, die anderen Schädelknochen aber nicht. Die Metamorphose der Pflanze (und des Tieres) bestehen zu Recht. Aber ihre Urform ist nicht das Blatt, sondern die Zelle, was Goethe wegen des geringen mikroskopischen Wissens seiner Zeit nicht finden konnte. Es ist auch fraglich, ob Goethe der Mann gewesen wäre, um lange ins Mikroskop zu schauen. Er war gegen „Hebel und Schrauben", näherte sich der Natur am liebsten direkt und mit unbewaffneten Händen. Die meisten Irrtümer enthielt Goethes Farbenlehre, in der er — wenigstens vorläufig — völlig Unrecht behalten hat. Er hat auch in diese physikalische Materie den Entwicklungsgedanken hineingetragen. Die Materie erwies sich als zu spröde, zerfiel den formenden Händen Goethes. Goethe war aber so durchdrungen von der Richtigkeit seines Grundgedankens, den er im Innersten erlebte, daß er den Widerspruch gegen seine Farbenlehre nicht ertrug. Künstler sind in ihr Werk verliebt und empfinden Kritik wie einen Angriff gegen Geliebtes. Sie können deshalb Naturwissenschaft nur unter Schmerzen

betreiben und sie sollten es vielleicht nicht tun. Wohin aber käme die Wissenschaft, wenn nicht von Zeit zu Zeit richtige Künstler sich ihrer annähmen. Zwischen Wissenschaftler und Künstler hat Gott eine Schranke aufgerichtet, die immer wieder übersprungen werden muß. Sie sind wie zwei Völker, die auf dem gleichen Territorium leben, sich gegenseitig befehden, und dennoch ohne einander nicht auskommen können.

Das Wesentliche an Goethes Arbeitsweise ist, daß er die sinnliche Anschaulichkeit nicht verließ. Die Harmonie, der metaphysische Sinn, den er in der Natur sah, schienen ihm gestört, sowie man den Boden der Anschauung verließ und die Erscheinungen mathematisch, symbolisch, theoretisch zu erklären trachtete. Schon die Idee war ihm nicht anschaulich genug, wenn er sie nicht mit den Sinnen in Zusammenhang bringen durfte. Wir haben in seinem Gespräche mit Schiller gesehen, daß er seine Ideen Anschauungen nannte. Vollends das trockene Experiment, das die lebendige, die, wie er sagte, „geprägte Form" der Natur in einzelne tote Teile zerlegt, war ihm verhaßt. Er spottete über Newton, der das Licht durch enge Spalten und Prismen hindurch „quälte" und pries die Versuche, welche man im klaren Sonnenschein unter freiem Himmel anstellen könne. Ein Poet gegen den fleißigen Physiker. Die moderne Wissenschaft, auch die moderne Psychologie können ohne das Experiment nicht auskommen. Sie müßen in Teile und immer wieder in Teile zerlegen. Goethe konnte da nicht mit. Seinen Mephisto läßt er sagen: „da habt ihr die Teile in eurer Hand, fehlt leider nur das geistige Band." Die Behauptung Newtons, daß das weiße Sonnenlicht aus den nicht mehr weiter zerlegbaren Farben des Regenbogens zusammengesetzt sei, fand er unerträglich. Weiß sei eben weiß, er sehe und fühle das, es sei ein Urphänomen und die Regenbogenfarben, die ganz anders aussehen als weiß, könnten niemals zu weiß werden. Diese störrige Behauptung klang schon den Zeitgenossen Goethes nach Newtons unwiderleglichen experimentellen Beweisen so absurd, daß man nach Erklärungen für die offenkundige Dummheit eines großen Mannes suchen muß. Die Psychoanalyse weiß, daß jedermann in breitem Ausmaße so klug oder so dumm ist, als er will. Wo unsere Affekte sprechen, erhält der Verstand häufig einen blinden Fleck. Für Goethe

war die Natur ein Kunstwerk, eine harmonische Geliebte; die man zwar mit zärtlichen Blicken beschreiben, jedoch nicht wie ein Uhrwerk zerlegen durfte. Man sieht, daß die Psychoanalyse vor Goethes Augen in Gefahr geraten wäre. Sie zerlegt die Liebesenergie in einzelne Teiltriebe, die zusammen das normale Liebesleben ergeben. Solche Zerlegung wäre ihm ebenso unannehmbar gewesen wie Newtons Prisma. Aber die Psychoanalyse stößt auch immer wieder auf das lebendige Lustprinzip, das alles psychische Geschehen durchleuchtet und diese Sinngebung des nur scheinbar Sinnlosen: *Eros sive natura,* muß jeden Künstler begeistern.

*

Seit langem wissen die Naturforscher, daß sie sich mit dem eigentlichen Wesen der Natur nicht auseinandersetzen können. Ihre Instrumente reichen dazu nicht aus. Die Gleichsetzung von Gott und Natur, *deus sive natura,* stammt nicht von einem Naturforscher, sondern von Spinoza, von dem Renan gesagt hat, er habe von allen Menschen Gott am nächsten von Angesicht zu Angesicht geschaut. Der Naturforscher ist viel bescheidener, hält sich an die wahrnehmbare Form und schaltet metaphysische Fragen nach dem Wesen der Dinge aus seiner Fragestellung aus. Er ist erst, als er sich zu solcher Bescheidenheit durchgerungen hatte, auf seinem eigenen Gebiete groß geworden. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte der Schweizer Arzt Albrecht von Haller, ein bedeutender Naturforscher und Dichter. Wie er sich demütig zur Natur stellte, hat er 1730 in einem lange Zeit viel zitierten Gedichte kundgetan:

Ins Innere der Natur
Dringt kein erschaffner Geist.
Glückselig, wem sie nur
Die äuß're Schale weist!

Diese Strophe hat Goethe zu einem Zornesausbruch veranlaßt, einer olympischen Abwehr, die in wenigen Versen Goethes eigene, so ganz andere Stellung zur Natur und Naturwissenschaft kennzeichnet. Hier die erhabenen — vom Standpunkte des redlichen Experimentators, ach, so falschen — Worte:

„Ins Innre der Natur" —
O du Philister! —
„Dringt kein erschaffner Geist."
Mich und Geschwister
Mögt ihr an solches Wort
Nur nicht erinnern!
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
„Glückselig, wem sie nur
Die äußre Schale weist!"
Das hör' ich sechzig Jahre wiederholen
Und fluche drauf, aber verstohlen;
Sage mir tausend tausend Male:
Alles gibt sie reichlich und gern.
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male.
Dich prüfe du nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seist!

Als Goethe dieses Gedicht schrieb, war er über siebzig. Dreiunddreißig war er, als er unter dem Einfluß des englischen Philosophen Graf von Shaftesbury das „unvergleichlich schöne Fragment über die Natur" veröffentlichte, das ungefähr hundert Jahre später den jungen Freud, nach seinen eigenen Worten, bewog, Naturwissenschaften zu studieren. Goethes Anschauung hat sich in seinem Leben später nicht geändert. Freud hat den Enthusiasmus, von dem er im Innersten getragen wird, zur Askese des Naturforschers verurteilt, der den Blick auf das Kleinste richtet und nur selten aufschaut.

Fragment über die Natur

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder — alles ist neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern; und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoffe zu den größten Kontrasten; ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff, und doch macht alles Eins aus.

Sie spielt ein Schauspiel; ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie ans Stillestehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menschen sind all in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen so im verborgenen, daß sie's zu Ende spielt, ehe sie's merken.

Auch das Unnatürlichste ist Natur. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebt sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich, sich mitzuteilen.

Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Ans Große hat sie ihren Schutz geknüpft.

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen. Die Bahn kennt s i e.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben.

Die hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer, und schüttelt ihn immer wieder auf.

Sie gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so wenigem erreicht. Jedes Bedürfnis ist Wohltat. Schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Gibt sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald ins Gleichgewicht.

Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an und ist alle Augenblicke am Ziele.

Sie ist die Eitelkeit selbst; aber nicht für uns, denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Toren über sich richten, tausend stumpf über sich hingehen und nichts sehen, und hat an allen ihre Freude und findet bei allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.

Sie macht alles, was sie gibt, zur Wohltat; denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie säumet, daß man sie verlange; sie eilet, daß man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache, noch Rede; aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isoliert, um alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig gibt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ist's, ihre List nicht zu merken.

Sie ist ganz, und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben.

Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hereingestellt. Sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.

*

Wenn wirklich Freud, dessen ursprüngliche Neigung der Geisteswissenschaft gehörte, der Verführung dieses Dithyrambus erlegen ist, und es ist schön daran zu glauben, dann ist er der Schönheit erlegen, die Goethe in die Natur hineinlegt und deren Gewalt gerade der Naturforscher sich immer wieder entziehen muß, wenn er verläßlich vorwärts kommen will. Man wird der Natur wissenschaftlich nicht oder nur im Sinne Goethes gerecht, wenn man sich dem Enthusiasmus für ihre Schönheit hingibt. Mit einem großartigen Willen zur Entsagung hat Freud später in der Tat auf allen Enthusiasmus verzichtet und sieht ihn auch nicht gern bei seinen Schülern. Er konnte dennoch niemals dauernd verleugnen, daß er wohl weiß und fühlt, was schön ist. Schön ist sein Stil und schön die Harmonie seines Lebenswerkes. Es ist kein Zufall, daß Freuds Libidotheorie auf Plato zurückführt.

Shaftesbury vermittelte dem achtzehnten Jahrhundert die Philosophie Platos, welche die Natur beseelt. Wir sehen wohl, daß Goethe in seinem „Fragment" die Natur als nährende Mutter feiert, nach der noch seinen Faust verlangt:

> Wo faß ich dich, unendliche Natur?
> Euch Brüste, wo? Ihr Quellen allen Lebens,
> An denen Himmel und Erde hängt . . .
> Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?

Im Lichte der Wissenschaft, ihrer unerbittlichen Kritik teils trotzend, teils erliegend, stehen Entdeckungen von der Art des menschlichen Zwischenkiefers und des Schädelwirbels. Diesen Entdeckungen übergeordnet ist die Idee, daß die Formen sich entsprechend ihren Zwecken verändern und aus einer gemeinsamen Urform hervorgehen. Zu solchen Ideen aber kann man gelangen, wenn man wie Shaftesbury und Goethe die Natur als ein Kunstwerk auffaßt, als „geprägte Form, die lebend sich entwickelt". Die Naturforscher haben besonders im neunzehnten Jahrhundert dieser Auffassung auf das Heftigste widersprochen. Die Natur sei nicht zweckhaft, d. h. teleologisch zu begreifen wie das Kunstwerk und wie der Geist des Menschen, der Kunstwerke schafft. Goethes Beispiel zeigt, daß man auch auf diesem Wege Naturwissenschaft betreiben und zu dauerhaften Resultaten gelangen kann. Daß die Figur der Mutter mystisch am Anfange aller dieser Überlegungen

steht, die eben aus solcher Mystik ihre Kraft beziehen, mag uns einen Wink über den Ursprung aller schöpferischen Erkenntnis geben.

*

Naturwissenschaft ist auf Beobachtung gestellt. Aber eine Beobachtung ohne vorhergehende Idee gibt es nicht. In der Idee liegt die Freiheit, in der Beobachtung liegt der Zwang. Wenn man mir einen Tisch zeigt, bin ich gezwungen, ihn als Tisch anzuerkennen. Solange ich nicht irrsinnig bin, wird alle meine Geisteskraft nicht ausreichen zu leugnen, daß der Tisch ein Tisch sei, und ihn etwa für einen Apfelbaum zu erklären. Es könnte aber sein, daß einem Beobachter aus unscheinbaren Gründen die Idee aufsteigt, dieser Tisch sei ein ganz besonderer Tisch, auf dem Napoleon den Frieden von Paris unterzeichnet habe. Für den Entdecker liegt auch in dieser Idee ein Zwang. Aber seine Idee zwingt mich ganz und gar nicht. Ich widerspreche, ich sehe nicht ein, ich versuche den Entdecker zu bewegen, auf seine Idee mangels an Beweisen zu verzichten. Ich sage: dieser Tisch ist einer aus Millionen Tischen. Er stammt vermutlich aus einer späteren Zeit. Wie unwahrscheinlich, daß es gerade Napoleons Tisch sein sollte! Wenn der Entdecker seine Idee nicht mit genügend Beobachtungsmaterial stützen kann, werde ich ihn zwingen, auf seine Idee zu verzichten. Wenn er sie aber mit Dokumenten, Zeugen, Zusammenhängen aller Art beweist, dann werde ich meinerseits ihm glauben müssen: denn die Beobachtung zwingt.

Wenn man dahingegen sagt, die Idee sei frei, so wird man bei allen Anhängern des Kausalitätsprinzipes, das ist der Unfreiheit unseres Willens, auf Widerspruch stoßen. Aber wir haben das Gefühl, als steige die Idee frei und unabhängig aus unserem Inneren und große Forscher haben immer wieder berichtet, daß die Idee plötzlich, wenn sie es am wenigsten erwarteten, in ihnen aufleuchtete. Robert Mayer ist der Urheber des Gedankens von der Erhaltung der Kraft. Kraft kann in dieser Welt nicht verloren gehen, sie kann nur umgewandelt werden: aus Arbeit wird Wärme, aus Wärme Elektrizität und umgekehrt; aber die Gesamtsumme ist immer die Gleiche. Mayer berichtet, daß dieser folgenschwere und wie sich später herausstellte,

unwiderleglich richtige Gedanke, plötzlich und ohne vorhergehendes Nachdenken in ihm aufstieg, als er gerade auf Deck spazieren ging; er war damals Schiffsarzt. Als er wieder daheim war, begegnete er Unglauben bei den Physikern. Einer sagte: „Wenn Arbeit sich in Wärme umsetzen könnte, müßte Wasser, das man in einer Flasche schüttelt, nach und nach immer wärmer werden". Mayer ging sorgenvoll nach Hause, tat Wasser in eine Flasche, stellte die Temperatur des Wassers fest, schüttelte dann geraume Zeit und thermometrierte von neuem. Überwältigt von dem Resultat, lief er mit der Flasche zum Freunde und rief schon auf der Straße: es ist, es ist! Heute kennt jedes Schulkind $^1/_{425}$ als das mechanische Wärmeäquivalent. — Kekulè fand seinen Benzolring, als er abends an seinem Kamin saß und Rauchringe in die Luft blies. Er befand sich in einem Dämmerzustand zwischen Schlafen und Wachen, als ihm der Gedanke kam, das komplizierte Molekül des Benzolkörpers könnte vielleicht chemisch erfaßt werden, wenn man die Radikale ringförmig ansetzte.

Wenn in solchen frei aufsteigenden Ideen ebenfalls Zwang steckt, so ist es doch eine andere Art von Zwang, als der der Beobachtung; er kommt nicht von außen, sondern von innen und da er vom unmittelbaren äußeren Zwange frei ist, nennen wir ihn die Freiheit der Idee. Zahllose solche Ideen steigen in uns auf, die meisten werden von uns selbst wieder verworfen, weil sie mit der Beobachtung im Widerspruch stehen. Andere Ideen, die uns mit der Beobachtung übereinzustimmen scheinen, werden dann noch von unseren Kritikern verworfen und von den wenigen Ideen, die übrig bleiben, sind die meisten auch nicht viel wert. Nur selten stößt die große Idee mit der großen Beobachtung zusammen und dann entsteht das Gesetz, durch das wir die Natur begreifen und beherrschen. Unsere Erkenntnis ist immer zusammengesetzt aus innerem und äußerem Zwang. Da wir den inneren Zwang nicht als solchen erleben, darf man ihn Freiheit nennen.

Freie Ideen sind bei vielen Naturforschern so anrüchig geworden, daß sie sich ihrer schämen. Sie wollen anderen und sogar sich selbst nicht eingestehen, daß die Wurzel ihrer Erkenntnis Gnosis ist, ganz wie die Erkenntnis des religiös Gläubigen. Sie fürchten sich, mit Aposteln in eine Linie gestellt zu werden und deshalb behaupten sie

gerne, sie seien durch eine Reihe von Beobachtungen, Versuchen, klaren Überlegungen auf dem Boden von fest bewiesenen Prämissen auf ihre Idee gekommen. Es ist aber immer und notwendig umgekehrt. Nehmen wir einen Arzt, der täglich die Runde durch seine Krankensäle macht, seinen Patienten den Puls fühlt, und alle ihre Symptome registriert. Eines Tages sieht er ein Krankheitsbild, das er noch nie gesehen hat. Er schaut in der medizinischen Literatur nach und findet nichts Ähnliches aufgezeichnet. Somit beschreibt er seine Beobachtung als eine neue Krankheit, die aber regelmäßig schon seit je bestanden hat und nur anderen nicht aufgefallen war. Sie war aber anderen nicht aufgefallen, weil sie die Idee nicht besaßen, die zu jeder Entdeckung nötig ist. Klassische Zeiten ergeben sich für die Naturwissenschaften immer dann, wenn Idee und Beobachtung in schöner Harmonie zusammen wirken. Wenn die Idee überwuchert, gelangen wir zur Phantastik des scholastischen Mittelalters, in der Medizin zu Gesundbeten, tierischem Magnetismus und allerlei Hokuspokus. Wenn die Beobachtung sich von der Idee befreien will, dann geraten wir in die Wüste der Statistik. Es gibt dann immer Revolutionen, durch die das eine Extrem in das andere übergeführt wurde. Wenn die Idee sich durch Jahrzehnte, manchmal durch Jahrhunderte übernommen hat, dann kommen helläugige Beobachter und rufen: „Aber es ist ja alles nicht wahr, es ist ja offensichtlich alles anders!“ Und mit verstaubtem Wust von Aberglauben wird aufgeräumt. Aber dann sammeln sich wieder die Tatsachen an, die Laboratorien mit Gläsern und Pumpen und Mühlen, die leeres Stroh mahlen, werden unerträglich und die Rebellen kommen von der anderen Seite und zerbrechen die Retorten.

Es wird wohl die Wahrheit sein, daß Idee, Einzelbeobachtung und Kontrolle der entscheidenden Beobachtung durch möglichst zahlreiche Nachprüfungen voneinander unlösbar sind. Da man Ideen hat, ohne es zu wissen und da man auch unbewußt viel beobachtet, wird der Zusammenhang völlig undurchsichtig. Wenn ein Forscher sagt: „ich sah und da kam mir der Gedanke . . .“, so mag die Wahrheit sein, daß er den Gedanken schon lange mit sich herumtrug und daß er deshalb sah. Wenn er sagt: „eines Tages sah ich . . .“, so mag er schon oft dasselbe gesehen und unbewußt verarbeitet haben, bis es ihm anläßlich einer x-ten Beobachtung als scheinbar erstmalig ins Be-

wußtsein sprang. Nur so lassen sich einmalige Beobachtungen erklären, die sonst ein zu schmales Fundament für großartige Folgerungen wären, die sie zu tragen haben. Selten sind Naturforscher so aufrichtig wie Robert Mayer oder Kekulé. Ein Naturforscher, der den Ehrgeiz hat, von den Schulmeistern gelobt zu werden, wird sich auch nicht leicht auf eine Einzelbeobachtung berufen, die er verallgemeinert hat, wie Goethe und oft auch Freud taten.

*

Goethe tritt an die Natur mit der Entwicklungsidee bewaffnet heran, Freud mit dem Lustprinzip. Alles Seelische strebt — soweit dieses Prinzip reicht — nach Lust. Seine Idee wirkt dem Forscher wie eine Laterne, sie erhellt immer wieder Geheimnisse, die ohne dieses Licht dunkel bleiben müssen.

Eines Tages trat Freud an das Spiel der Kinder heran. Viele schon haben das Spiel der Kinder beobachtet, hunderte, tausende spielende Kinder. Diese induktive Methode ist nicht die der Psychoanalyse Freuds, wenigstens nicht die, mit der er seine Entdeckungen macht. Da er einen einzigen Fall Monate und Jahre lang analysiert, kann er unmöglich zugleich mit dem Gepränge der großen Zahlen aufwarten. Glücklicherweise bedarf es dessen nicht beim Genius Freuds. Er ersetzt die Breite durch die Tiefe des Blickes.

Er hatte Gelegenheit, einen Knaben im Alter von anderthalb Jahren beim Spiele zu beobachten, einige Wochen lang,

„bis das rätselhafte und andauernd wiederholte Tun mir seinen Sinn verriet . . . Es weinte nie, wenn die Mutter es für Stunden verließ, obwohl es dieser Mutter zärtlich anhing, die das Kind nicht nur selbst genährt, sondern auch ohne jede fremde Beihilfe gepflegt und betreut hatte. Dieses brave Kind zeigte nun die gelegentlich störende Gewohnheit, alle kleinen Gegenstände, deren es habhaft wurde, weit weg von sich in eine Zimmerecke, unter ein Bett usw. zu schleudern, so daß das Zusammensuchen seines Spielzeuges oft keine leichte Arbeit war. Dabei brachte es mit dem Ausdruck von Interesse und Befriedigung ein lautes, langgezogenes *o-o-o-o,* das nach dem übereinstimmenden Urteil der Mutter und des Beobachters keine Interjektion war, sondern ‚Fort' bedeutete. Ich merkte endlich, daß das ein Spiel sei, und daß das Kind alle seine Spielsachen nur dazu benützte, mit ihnen ‚Fortsein' zu spielen. Eines Tages machte ich dann die Beobachtung," [hier

die Beobachtung, die ja nicht ausbleiben konnte, weil Freud den Sinn des „rätselhaften Tuns“ schon von Anfang an unbewußt in der Idee hatte] „die meine Auffassung bestätigte. Das Kind hatte eine Holzspule, die mit einem Bindfaden umwickelt war. Es fiel ihm nie ein, sie zum Beispiel am Boden hinter sich her zu ziehen, also Wagen mit ihr zu spielen, sondern es warf die am Faden gehaltene Spule mit großem Geschick über den Rand seines verhängten Bettchens, so daß sie darin verschwand, sagte dazu sein bedeutungsvolles *o-o-o-o* und zog dann die Spule am Faden wieder aus dem Bett heraus, begrüßte aber deren Erscheinen jetzt mit einem freudigen ‚Da‘. Das war also das komplette Spiel, Verschwinden und Wiederkommen, wovon man zumeist nur den ersten Akt zu sehen bekam, und dieser wurde für sich allein unermüdlich als Spiel wiederholt, obwohl die größere Lust unzweifelhaft dem zweiten Akt anhing.

Diese Deutung wurde dann durch eine weitere Beobachtung völlig gesichert. Als eines Tages die Mutter über viele Stunden abwesend war, wurde sie beim Wiederkommen mit der Mitteilung begrüßt: Bebi *o-o-o-o!* die zunächst unverständlich blieb. Es ergab sich aber bald, daß das Kind während dieses langen Alleinseins ein Mittel gefunden hatte, sich selbst verschwinden zu lassen. Es hatte sein Bild in dem fast bis zum Boden reichenden Standspiegel entdeckt und sich dann niedergekauert, so daß das Spiegelbild ‚fort‘ war.

Die Deutung des Spieles lag dann nahe. Es war im Zusammenhang mit der großen kulturellen Leistung des Kindes, mit dem von ihm zustandegebrachten Triebverzicht (Verzicht auf Triebbefriedigung), das Fortgehen der Mutter ohne Sträuben zu gestatten. Es entschädigte sich gleichsam dafür, indem es dasselbe Verschwinden und Wiederkommen mit den ihm erreichbaren Gegenständen selbst in Szene setzte . . .

Die Analyse eines solchen einzelnen Falles ergibt keine sichere Entscheidung; bei unbefangener Betrachtung gewinnt man den Eindruck, daß das Kind das Erlebnis aus einem anderen Motiv zum Spiel gemacht hat. Es war dabei passiv, wurde vom Erlebnis betroffen und bringt sich nun in eine aktive Rolle [bei Freud nicht gesperrt], indem es dasselbe, trotzdem es unlustvoll war, als Spiel wiederholt. Dieses Bestreben könnte man einem Bemächtigungstrieb zurechnen, der sich davon unabhängig macht, ob die Erinnerung an sich lustvoll war oder nicht. Man kann aber auch eine andere Deutung versuchen. Das Wegwerfen des Gegenstandes, so daß er fort ist, könnte die Befriedigung eines im Leben unterdrückten Racheimpulses gegen die Mutter sein, weil sie vom Kinde fortgegangen ist, und dann die trotzige Bedeutung haben: Ja, geh’ nur fort, ich brauch’ dich nicht, ich schick’ dich selber weg . . .

Man sieht, daß die Kinder alles im Spiele wiederholen, was ihnen im Leben großen Eindruck gemacht hat, daß sie dabei die Stärke des Eindruckes abreagieren und sich sozusagen zu Herren der Situation machen.

Aber anderseits ist es klar genug, daß all ihr Spielen unter dem Einfluß des Wunsches steht, der diese ihre Zeit dominiert, des Wunsches: groß zu sein und es so tun zu können wie die Großen. Man macht auch die Beobachtung, daß der Unlustcharakter des Erlebnisses es nicht immer für das Spiel unbrauchbar macht. Wenn der Doktor dem Kinde in den Hals geschaut oder eine kleine Operation an ihm ausgeführt hat, so wird dies erschreckende Erlebnis ganz gewiß zum Inhalt des nächsten Spieles werden, aber der Lustgewinn aus anderer Quelle ist dabei nicht zu übersehen. Indem das Kind aus der Passivität des Erlebens in die Aktivität des Spielens übergeht [bei Freud nicht gesperrt], fügt es einem Spielgefährten das Unangenehme zu, das ihm selbst widerfahren war, und rächt sich so an der Person dieses Stellvertreters."

*

Hier haben wir eine Einzelbeobachtung, wie Goethes Palme in Padua oder sein Schafsschädel bei Venedig. Freud entdeckt, daß Kinder, neben anderen biologischen und psychologischen Motiven, spielen, um aktiv sein zu können, anstatt das Ungemach und die Gefahren dieser Welt in Ohnmacht passiv zu erdulden. Durch das Spiel verwandelt sich das Kind aus dem Amboß in den Hammer. Das Prinzip war Freud schon vorher bekannt. Es ist auch im Mechanismus der Neurosen wirksam, oft gibt es dort den Ausschlag. Mit der Idee des Lustprinzips bewaffnet, findet Freud die Lust auch in der scheinbaren Unlust. Die Lust stammt erstens aus der Aktivität, die den Willen zur Macht befriedigt; das Kind, das Doktor spielt, hat sich dessen Macht einverleibt. Zweitens liefert das Spiel symbolische Befriedigung der Grausamkeit und Rachsucht. Drittens genießt das spielende Kind seine Sicherheit. Dieses Dritte wurde von Karl Bühler hervorgehoben. Aber schon vorher (1908) von Freud, als er über den „Dichter und das Phantasieren" schrieb. Dichten und alle künstlerische Betätigung ist ja dem Kinderspiel so verwandt:

„Suchen wir für unsere Vergleichung nicht gerade jene Dichter aus, die von der Kritik am höchsten geschätzt werden, sondern die anspruchsloseren Erzähler von Romanen, Novellen und Geschichten, die dafür die zahlreichsten und eifrigsten Leser und Leserinnen finden. An den Schöpfungen dieser Erzähler muß uns vor allem ein Zug auffällig werden; sie alle haben einen Helden, der im Mittelpunkt des Interesses steht, für den der Dichter unsere Sympathie mit allen Mitteln zu gewinnen sucht, und den er wie mit einer

besonderen Vorsehung zu beschützen scheint. Wenn ich am Ende eines Romankapitels den Helden bewußtlos, aus schweren Wunden blutend verlassen habe, so bin ich sicher, ihn zu Beginn des nächsten in sorgsamster Pflege und auf dem Wege der Herstellung zu finden, und wenn der erste Band mit dem Untergange des Schiffes im Seesturme geendigt hat, auf dem unser Held sich befand, so bin ich sicher, zu Anfang des zweiten Bandes von seiner wunderbaren Rettung zu lesen, ohne die der Roman ja keinen Fortgang hätte. Das Gefühl der Sicherheit, mit dem ich den Helden durch seine gefährlichen Schicksale begleite, ist das nämliche, mit dem ein wirklicher Held sich ins Wasser stürzt, um einen Ertrinkenden zu retten, oder sich dem feindlichen Feuer aussetzt, um eine Batterie zu stürmen, jenes eigentliche Heldengefühl, dem einer unserer besten Dichter den köstlichen Ausdruck geschenkt hat: ‚Es kann dir nix g'schehen‘ (Anzengruber). Ich meine aber, an diesem verräterischen Merkmal der Unverletzlichkeit erkennt man ohne Mühe — Seine Majestät, das Ich, den Helden aller Tagträume, wie aller Romane.“

Freud hat aus dem Spiele des anderthalbjährigen Knaben noch mehr und Bedeutungsvolleres herausgesehen. Er sieht in der endlosen Wiederholung des gleichen Vorganges ein Prinzip, das er dem Lustprinzip als ebenbürtig an die Seite stellt: den Wiederholungszwang, dem alles Psychische und alles Lebendige unterliegt. Diesem Prinzip zu gehorchen, es handelnd darzustellen, bedeutet Genuß. Selbst ein unangenehmes Erlebnis wird zum Genuß, wenn es im Spiele rhythmisch wiederholt wird. Die Lust am Rhythmus ist stärker als die Unlust des schmerzlichen Inhaltes. Hier liegt eine der tiefsten Lehren Freuds vor.

Kinderpsychologen haben sich gegen diese an Goethe erinnernde Methode, aus einer einzelnen Beobachtung so weitgehende Schlüsse zu ziehen, gewehrt. Da sieht man, haben sie gesagt, wohin man kommt, wenn man mangels Erfahrung nicht weiß, daß fast alle Kinder das Spiel vom Kukuk-dada, das heißt: verschwunden und wieder aufgetaucht, lieben und daß der Charakter der Wiederholung zur Endlosigkeit gehört, mit der das Kind vom Morgen bis zum Abend spielt. Der Inhalt des Spieles eines kleinen Kindes ist doch, weiß Gott, gleichgültig, es ändert ihn ja auch nach dem Wind, der weht und wesentlich ist die Lust am Funktionieren, die der geistreiche Wiener Psychologe, Karl Bühler, dessen Argumentation ich in diesem Absatz wiedergebe: die Funktionslust nennt, im Gegensatz zur anderen Lust, die

Spannung und Entspannung zur Voraussetzung hat. Freud, sagt Bühler, ist kein Formdenker, sondern ein Stoffdenker. Er vernachlässigt die Form des Geschehens und geht zu viel auf dessen Inhalt. Man findet aber den nämlichen Inhalt des „Verschwunden und wieder da“ bei fast allen Kindern, auch bei denen, deren Mütter nicht regelmäßig für Stunden und halbe Tage wegbleiben.

An dieser Kritik ist soviel richtig, daß Freud wie Goethe ein Stoffdenker ist. Deshalb ist er immer lebendig. Kant ist ein Formdenker, Nietzsche hat ihn darum Goethes Antipoden genannt. Man darf vielleicht sagen, daß Stoffdenken spezifisch deutsch ist. In der bildenden Kunst ist es den Deutschen oft genug von den Franzosen zum Vorwurf gemacht worden. Die lateinischen Nationen sind formal begabter als die Deutschen. Zivilisation drängt zur Formvollendung. Aber das Wesen hängt am Stoffe. Durch sein Medium dringt man in die Tiefe. „Dich prüfe du nur allermeist, ob du Kern oder Schale seist.“

Es ist möglich, daß Freud sein Beispiel nicht besonders gut gewählt hat. Auch Goethe plagte sich mit dem Schädel eines Säugetieres, das er im Sande fand, obgleich seine Idee am Schädel von Amphibien oder Fischen viel deutlicher in Erscheinung tritt. Freuds Beispiele sind nicht immer beweisend. Er selbst und seine Schüler haben fast regelmäßig später weitaus überzeugendere Beispiele für seine Traumdeutung, seine Theorie des Vergessens und auch des Kinderspieles gebracht. Aber wenn auch die ersten Exempel, die Freud zur Darstellung seiner Ideen verwendet, nicht immer schlagend sind, so ist es doch die Idee selbst, die weiter leuchtet. Alle Kinder spielen das Spiel von Freuds kleinem Knaben, weil alle das Nämliche zu erdulden haben. Alle Kinder werden immer wieder verlassen und müssen zusehen, wie sie ohne ihre Schutzgeister durchs Leben kommen. Wie, wenn alle Kinder kein früheres, kein stärkeres Erlebnis hätten als diese Treulosigkeit der Pfleger *(loss of support!)* und dies das erste Erdulden wäre, das sie ertragen, indem sie es aus dem Passiven ins Aktive verwandeln? Die Trennung von der Mutter, Geburt, Entwöhnung, Ankunft jüngerer Geschwister sind die ersten Anlässe, um von der Unlust des Erlebens an die Lust des Rhythmus zu appellieren, sich dem Wiederholungszwang wie einer masochistischen Lust hinzugeben. Zwischen Bühlers Funktionslust und der Lust der Wiederholung

mag der Unterschied vielleicht so groß nicht sein. Nur daß die ewige Wiederkehr des Gleichen das tiefere Prinzip zu sein scheint, etwa gar dasjenige, welches über Leben und Tod herrscht.

*

Wir haben heute für die kalte und großartige Schönheit der Renaissance wenig Sinn übrig. Wir verstehen nicht recht, wie Goethe für die uns langweiligen Säulenstellungen des Palladio schwärmen konnte, und ihm zuliebe seiner früheren Vorliebe für Gotik absagte. Es muß ja auch in allen diesen hohen Kunstwerken etwas stecken, wofür uns der Sinn verloren gegangen ist. Die Siebziger und Achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts scheinen diesen Sinn noch besessen zu haben. Man war damals ganz empört, daß die jüngeren Maler etwas Anderes zum Vorwurf ihrer Bilder sich erkoren, als das klassisch Schöne und in den Reisehandbüchern, die in jener Zeit geschrieben wurden — sie sind noch heute in den Händen der Touristen — werden die reinen Renaissancekünstler in den Himmel gehoben, mit Doppelsternchen versehen, während Michelangelo, soweit er in die nächste Epoche, die des Barock hinüber reicht, mit einigermaßen befremdeter Hochachtung, der gewaltige Tintoretto aber und die anderen Künstler des Barock geradezu mit Geringschätzung als Verfallserscheinungen abgetan werden.

Es ist interessant, daß der Physiologe Ernst Brücke, bei dem Freud als Student und als junger Arzt Assistent („Demonstrator") war und von dem er sagt, daß kein anderer in seinem Leben je so viel Einfluß auf ihn genommen habe, kurz vor seinem Tode und wie als sein Vermächtnis eine kleine Schrift verfaßt hat: „Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt." Wie manche Unentwegte heute Bücher schreiben über die „vollkommene Ehe und wie man zu ihr gelangen kann" weil sie hoffen, durch solche Darstellungen den „Verfall der Ehe" aufzuhalten, so hoffte Brücke durch seine Normalmaße eine in seinen Augen verirrte Zeit wieder zur Normalschönheit zu bekehren. Denn Schönheit — so glaubten Brücke und seine Zeit — kann mit Zollstab und Zirkel gemessen werden. „Schön", sagt Brücke, „nenne ich diejenige Gestalt, welche sich in allen Stellungen und in allen Ansichten,

soweit sie in der idealen Kunst überhaupt zur Anwendung kommen, vorteilhaft verwenden läßt."

„Ich habe mich hiemit" fährt Brücke fort, „auf einen rein künstlerischen Standpunkt gestellt, indem ich die Schönheit nicht abhängig mache vom subjektiven Gefallen am jeweiligen Anblick, sondern von einem viel bestimmteren Momente, von der allseitigen Verwendbarkeit in der idealen Kunst. Man hat viel gesprochen von sinnlicher Schönheit und schöner Sinnlichkeit, aber wo die Sinnlichkeit als solche mit in Betracht gekommen ist, hat sie mehr geschadet als genützt. Sie war es, die in der italienischen Kunst die hohen Ideale weiblicher Schönheit mit dem Beginne des Verfalles der Kunst" [gemeint ist das heute von uns so hochgeschätzte Barock] „durch niedere ersetzt hat, und sie ist es noch heute, welche Maler und Bildhauer über die Fehler ihrer weiblichen Modelle hinwegsehen läßt . . . Daß das Gefühl für Schönheit der Linien in neuerer Zeit so zurückgetreten ist, ja ich möchte sagen, nur noch vereinzelt gefunden wird, ist ein wesentlicher Vorwurf, den man der modernen Kunst gegenüber der des Altertums und der Renaissance machen muß."

Im Gegensatz zu dieser Meinung des alten Brücke kann heute kein Mensch mehr die klassizistischen Figuren des neunzehnten Jahrhunderts anschauen, wie sie uns in ihrer langweiligen und entseelten Schönheit anstarren, die Arme bald nach links und bald nach rechts ausstrecken, ohne schaurig zu gähnen. Man sieht sie noch allenthalben auf den Vorhängen der ehemaligen Hoftheater. Und wie wurde der Kritiker Brücke wohl überhaupt mit den Fällen Velasquez und Rembrandt fertig? Er hätte sie als „Koloristen" tief unter die Konturenmeister seiner Renaissance gestellt.

Freud sagte einmal gesprächsweise, Lionardo und Rembrandt seien die einzigen Maler, die zu studieren sich wirklich lohne. Gemeint sind da sehr wahrscheinlich das Lächeln der Mona Lisa und die unergründlichen Porträts von Rembrandt. Damit zeigt Freud deutlich genug, daß er die Schönheit nicht im goldenen Schnitt oder anderen Zirkelmaßen sieht. Aber er war gleichwohl ein Kind seiner Zeit. Auf seinen vielen Reisen nach Italien mußte er die Renaissance und sie vor allem bewunderungswürdig finden. Er selbst nennt einmal den Dom von Orvieto mit seinen „großartigen Fresken von Signorelli".

Lionardo und Michelangelo hat er größere Arbeiten gewidmet. Die klassische Vollendung ist sein Schönheitsideal, auch darin von Goethe beraten und vorgebildet. Aus dieser Erziehung wird sich erklären, daß Freud für die Schönheit des Barock, der Romantik, der Mystik, der Religion, des „Ozeanischen", der Metaphysik wenig übrig hat. In Orvieto und im Rom des Papstes Julius konnte er sie nicht finden, den Romantikern ist er ausgewichen. Später hat er ägyptische Altertümer gesammelt, von denen man alles sagen kann, nur nicht, daß sie schön sind. Das Fremdartige zieht ihn an, das Geheimnis (Mona Lisa) und das Gegensätzliche (Helldunkel).

Er hat seiner Erziehung entsprechend, besonders ausgesprochenen Sinn für alles Große, das Edle im klassischen Sinne und das Vollendete. Das unterscheidet ihn von unserer Zeit, die er doch mit bilden geholfen hat. Von der Schönheit, nämlich der weiblichen Schönheit, hat er einmal gesagt, sie sei die einzige Gewalt, die sich neben der Macht des Geldes in unserer Zeit behauptet habe. Über das Wesen der Schönheit finden wir bei Freud die folgende, klein gedruckte Anmerkung und sonst so gut wie nichts: „Es scheint mir unzweifelhaft, daß der Begriff des ‚Schönen' auf dem Boden der Sexualerregung wurzelt und ursprünglich das sexuell ‚Reizende' (‚die Reize') bedeutet. Es steht im Zusammenhange damit, daß wir die Genitalien selbst, deren Anblick die stärkste sexuelle Erregung hervorruft, eigentlich niemals ‚schön' finden können."

An einer anderen Stelle wiederholt Freud den zweiten Teil dieser Anmerkung, indem er behauptet, die Genitalien hätten die Entwicklung des Menschen zur Schönheit nicht mitgemacht. Er bedeckt die „Scham" mit einem ästhetischen Feigenblatt. Sollte dieser große Mann hier nicht besonders zeitgebunden sein und moralische Anschauungen, die sich seit 1870 sehr verändert haben, in seine Analyse haben einfließen lassen? Warum sollten wir die Genitalien nicht schön finden können? Ich glaube, daß die Natur überall schön ist, wo man sie „sonnenhaft" betrachtet. Gerade von Freud haben wir gelernt, uns so etwas zu getrauen. Von Freud, von Nietzsche und von Dichtern, die uns sagten: „Du sollst nicht im Dunkel lieben, sondern im Licht" (Frank Wedekind).

Hingegen ist der erste Teil der Anmerkung über die Wurzel

des Schönen ein Schlüssel zum Verständnis und wohl wert, daß man ihn zur Grundlage einer modernen Ästhetik macht. Vergleichen wir mit seiner Klarheit, was Dostojewski einen seiner Karamasow über Schönheit sagen läßt: „Die Schönheit ist ein furchtbares und schreckliches Ding! Furchtbar, weil sie unbestimmbar ist, und bestimmen kann man sie nicht, weil Gott uns Rätsel gegeben hat. Hier nähern sich die Ufer — hier leben alle Widersprüche beisammen." Die beiden Ufer, die Dostojewski meint, sind die des Teuflischen und des Göttlichen. Manches von dem, was Dostojewski für rätselhaft und unbestimmbar hielt, ist heute durch Freuds Lebenswerk am Tage. Über die Schönheit fände ich gerne mehr in Freuds Werken. Er ist auch dem Problem des Künstlers mit einer bei ihm merkwürdigen Zaghaftigkeit gegenübergetreten: „Woher dem Künstler die Fähigkeit zum Schaffen kommt, ist keine Frage der Psychologie." — „Leider muß die Analyse vor dem Problem des Dichters die Waffen strecken." — Warum? Es wäre interessant von dem großen Desillusionisten, der hier auf einmal einsilbig und apodiktisch wird, Näheres über diesen Verzicht zu erfahren.

*

Brechen wir diese Studie hier ab. Sie gehört einem größeren Zusammenhang an und wurde geschrieben, bevor ich wußte, daß der Goethe-Preis der Stadt Frankfurt Freud zuerkannt worden ist. Sollte die deutsche Heimat wirklich beginnen zu erkennen, daß der Schöpfer der Psychoanalyse ein Großer ist? Spät genug und dennoch um ein nicht Geringes zu früh. Was nützte es, wenn sie ihn feiern, ohne ihn zu verstehen? Auch von Freud gilt das Wort des Konfuzius: „Im Anfang haben sie mich nicht erkannt und auch nicht von mir gesprochen. Jetzt sprechen sie von mir, aber sie haben mich nicht erkannt."

Freud als Schriftsteller

Von

Walter Muschg

1.

Freud als Schriftsteller? wird der psychoanalytische Fachmann fragen, und ich frage es mich selbst, denn ich verstehe, was gemeint ist. Dieser Titel scheint fragwürdig; er riecht nach Ästhetentum, nach Einmischung des Literaten, die reichlich spät kommt und wahrlich nicht am Platz ist, wo es sich ein Leben lang nur um eine Sache handelte. Ich sehe mich genötigt, sogleich ein Geständnis anzufügen, um den fatalen Eindruck wegzuwischen, den er begünstigt.

Es sollen hier wirklich ein paar Worte über Freud als Prosaisten aufgezeichnet werden. Aber ich denke nicht daran, diesem Autor sein Sprachkleid zu stehlen, um es als schöngetupften Balg in die Regale der Ästhetik zu hängen; mich treibt eben die Genugtuung über die Unmöglichkeit einer solchen Prozedur. Der Schriftsteller Freud ist vom Psychologen nicht zu trennen, niemand wird jenen ohne diesen verstehen, und man hat es jederzeit mit seiner Lehre zu tun, wenn man sich mit seinen literarischen Fähigkeiten beschäftigt. Der Versuch, sein Wesen aus den Figurationen seiner Sprache, das Wirkende aus dem Bewirkten abzulesen, wäre hoffnungslos verfehlt. Die Zeit ist vorüber, wo man einem Autor in Dissertationen die Adjektive und Verben nachzählte, in Häufchen gruppierte und wie Bohnen sortierte, in der Erwartung, damit seinen „Stil" zu klassifizieren.

Nach dieser gröbsten Unterscheidung darf man aber wohl hervorheben, daß der Schöpfer der Psychoanalyse seinen Zeitgenossen mit einem schriftstellerischen Oeuvre von seltenem Umfang und Reichtum gegenübersteht. Seine Werke sind in allen Buchläden ausgestellt, es gibt von ihnen Gesamtausgaben in mehreren Sprachen; junge Leute tragen sie jetzt auf der Straße unterm Arm, wie wir vor fünfzehn Jahren die roten Dostojewski-, die gelben Strindbergbände bei uns trugen. Freud hat eine geistige Großmacht der Epoche begründet, und er hat dies in der Hauptsache mit literarischen Mitteln und gegen ein Heer

von Widerständen getan. Wer verkennt die Ausdauer und klare Ab-
sichtlichkeit, die seiner schriftstellerischen Hervorbringung eigen sind
die am großen Erfolg ausschlaggebend beteiligt waren. Er ist heut
im deutschen Sprachgebiet vielleicht das größte Beispiel eines organisch
erwachsenen literarischen Triumphes, einer intensiven, durch Jahrzehnt
vorbereiteten Wirkung — im Gegensatz zu vielen forcierten, wüs
aufgeblähten Augenblickskonjunkturen, hinter denen nichts als die kalt
Piraterie eines Propagandabureaus steht.

Er ist schon dadurch literarisch denkwürdig geworden, mehr al
dies: eine der Tröstungen, die dem ernsthaft bemühten Schriftstelle
dieser Zeit angesichts einer chaotischen Betriebsamkeit vor Augen
stehen. Sinnlosigkeit, offene oder trauernd geahnte, liegt über dem
Tun der heutigen Autoren oder doch einer großen Zahl und besonders
der jüngeren unter ihnen, und viele verschweigen es nicht länger. Sie
sind kaum mehr in der Lage zu publizieren, mehr noch aus innern
als aus äußern Hindernissen; die Presse ist ihnen durch die Blutschuld
verwehrt, die auf ihr liegt, und an eine tiefere Wirkung auf die All-
gemeinheit wagt keiner mehr recht zu glauben, der den ausgeleierten
Mechanismus der übrigen Institutionen kennt, die sie vermitteln sollen.
Ich glaube, daß auch bei den Lesern ein Wissen um diese Übel ver-
breitet ist, und erkläre mir daraus die Umschichtung der geistigen In-
teressen, von der jetzt jeder Ladenbesitzer etwas zu erzählen weiß.
In den Vorständen aller Vortragsgesellschaften richtet man sich gegen-
wärtig darnach, daß beim Publikum andere als „rein literarische"
Themen in Gunst sind; man hat Beispiele, daß Paläontologen, Archi-
tekten, Entdeckungsreisende am sichersten eine Anziehungskraft aus-
üben, und ich meine, Freud ist der Prototyp dieser faszinierenden
Störenfriede. In den zwei vergangenen Jahrzehnten sind nacheinander
eine Reihe von Autoren aufgetreten, die revolutionierende Maßstäbe
oder neue Stoffbezirke vor die Öffentlichkeit trugen, und die Dichtung
ihrerseits wandte alles auf, um die Destruktion des hergebrachten Be-
griffs der Literatur zu unterstützen, wobei es wieder — man denke
an das Theater — nicht verborgen blieb, daß im Kern des Aufruhrs
der Name Freud wirksam war. Es ist sicher, daß viele Menschen dieser
Zeit jedes neue Buch in der unbewußten Hoffnung zur Hand nehmen,
aus ihm eine neue Sinngebung der Literatur, bescheidener gesagt: des

Bücherschreibens und -lesens zu empfangen. Viele auffallende Erfolge, leider nicht alle, sprechen für diesen Argwohn gegen die bloß literarischen Qualitäten, die ja heute nicht mangeln, vielmehr sich von selber verstehen — auch die Auflagenziffern gewisser Kriegsbücher, die im Grund die Unaussprechlichkeit eines Erlebnisses, den Verzicht auf dichterische Behandlung verkündigen. Man nennt dies „neue Sachlichkeit". Auf allen Arbeitsgebieten haben sich Herde dieser Abkehr von der formalen Verbrämung gebildet; desto effektreicher bewegen sich inmitten des Literaturzerfalls die Gestalten jener Autoren, die in pompöser Drapierung, wehmütig, durch Ironie oder Größenwahnsinn die Anpassung suchend oder in unfreiwilligem Zynismus das Lied ihrer zusammenbrechenden Welt zu Ende singen.

Dieses Schauspiel ist wahrhaftig über Namen erhaben, aber ich stelle mich offenbar auf die Seite seiner schadenfrohen Augenzeugen, wenn ich mich dem sachlichsten aller lebenden deutschen Publizisten zuwende, um ihn als Schriftsteller zu charakterisieren, und es zum vornherein als mißlich empfinde, ihn ästhetisch zu „würdigen". Nicht daß er gut schreibt, hat meinen Enthusiasmus geweckt, sondern daß er die Feder im Dienst eines erstrebten und zuletzt glorios erreichten Ziels gebraucht, ja daß offenbar in einem Sinne, den es erst zu fassen gilt, sein schriftstellerisches Niveau durch seine Sache bedingt ist. Er verkörpert mir die seltene, spontan zu fühlende Einheit von Gehalt und Form, kurzum: die so vielerorts vermißte Notwendigkeit der schriftstellerischen Produktion. Ohne Zweifel hat die Überzeugungskraft, die ich zu spüren bekam, zum Teil durch die Form auf mich übergegriffen. Aber wenn ich mir gegenüber seinen Theorien den Vorwurf der Unzuständigkeit gefallen lasse, so verhält sich dies anders im Hinblick auf den Ausdruck, durch den sie sich bieten. Hier maße ich mir ein Urteil an, nicht nur über das Können, sondern über seine Echtheit, über seine Authentizität. Dieses Urteil ist fast schmerzhaft geschärft durch so viel falsche Vollendung, so viel literarische Fertigkeit, die nichts Wichtiges mitzuteilen hat und dennoch so ertragreich in Blüte steht. Ich halte es für möglich, ja erforderlich, daß eine Sache auch an ihrer Form erkannt wird, und daß man ein Organ dafür besitzen könne, ob sie sich durch ihre Ausdrucksweise rechtfertigt oder verdächtigt. Ein Stil, der sich unter dieser Probe als „gut" erweist, ist

nur der Wahrheit eigen. Ich habe es deshalb stets komisch gefunden, wenn schlechter schreibende Schulfüchse etwa die Wertlosigkeit eines Bachofen nachzuweisen suchten, ohne ein Gefühl für seine Wortmagie zu verraten, wo doch das wahre Verhältnis — Wahrheit ist nicht immer identisch mit Richtigkeit — schon im Stilistischen evident war. Es gibt zu Bachofen, einem der großen Meister des Wortes, die zur Wirksamkeit auf unsere Generation gelangt sind, kaum einen schärferen sprachlichen Kontrast als Freud. Aber das hindert nicht, daß es mir mit diesem ebenso erging. Damit bin ich beim Thema und tilge das Pronomen der ersten Person, das nur das Grundsätzliche dieser Einleitung hervorgelockt hat.

2.

Es gibt in Freuds Schriften klare Anzeichen dafür, daß sich ihr Verfasser bewußt als Herr über die Sprache fühlt. Schönheit und Schlagkraft der Formulierung, rhythmische und klangliche Sicherheit treten bereits aus seinen Titeln hervor. „Das Unbehagen in der Kultur", „Das Ich und das Es", „Jenseits des Lustprinzips", „Trauer und Melancholie" zeigen wie noch manche andere eine antithetische Spannung, die in der Zweihebigkeit des Akzents fortzuschwingen scheint — man glaubt aus diesen lakonischen, auserlesenen Formeln das Gesetz der Persönlichkeit, ihre gezügelte Energie, eine Fülle in der Kargheit herauszuhören. Wie stumm beredt gibt sich der Titel „Die Traumdeutung": der eigenen Position gewiß, den bestimmten Artikel betonend. In „Massenpsychologie und Ich-Analyse" begegnet einmal die Überschrift: „Zwei künstliche Massen: Kirche und Heer". Auch sie von jenem zwiefachen Rhythmus getragen, gesättigt mit Bildkraft, im Klanglichen wundervoll abgewogen. Niemand wird bezweifeln, daß eine um die Schönheit wissende Hand sie in diese Form gefaßt hat. Aber dies mögen noch äußerliche, in Geschmäcklerei befangene Beobachtungen sein. Es ist ja auch ein vereinzelter Fall, daß Freud (in derselben Schrift) geradezu aus dem Wortspiel eine Definition gewinnt. Er korrigiert da die Auffassung, daß der Mensch ein „Herdentier" sei, in die vom „Hordentier", womit eine tiefgreifende sachliche Unterscheidung gemeint ist.

Hinter diesem Beispiel taucht aber schon eine Fülle verwandter Eingebungen auf: es sind jene Paradigmen für das Versprechen, für das Wortspiel, für das Reden im Traum, die Freud in der „Psychopathologie des Alltagslebens", in der Arbeit über den Witz, in der „Traumdeutung" zusammenträgt. Wie er da die Tastatur der ineinandergleitenden Anklänge, Gleichklänge und Assoziationen bemeistert, wie er dem tollsten Wortwitz, den Launen des losgelassenen Klangs zu folgen weiß, wie er, ein Bruder Morgensterns und der Surrealisten, das Vierteltonklavier der Sprache spielt, das wird in jedem Leser eine hohe Vorstellung von seiner Sprachphantasie hinterlassen haben. Diesem Kapitel reiht sich würdig jenes andere über die Wiedergabe syntaktischer Beziehungen im Traume an, das jeder Dichter mit Entzücken aufnehmen wird. Nur ein tief in der Sprache Lebender vermochte dies alles zu schreiben.

Anderes kommt hinzu. Schon in den gemeinsam mit Breuer herausgegebenen „Studien über Hysterie" von 1895 finden sich vereinzelt dichterische Zitate, findet sich der Ausspruch Charcots, der später so oft und eindrucksvoll wiederkehrt: *„La théorie, c'est bon, mais ça n'empêche pas d'exister"* — Freud haftet an solchen Prägungen, er wird sie nicht mehr los und gibt dem Leser zu verstehen, daß sie eine Rolle in seiner inneren Entwicklung spielten. Er liebt es ja später auch, sich auf Volksliedstrophen und Sprichwörter zu berufen („Aber ich antworte Ihnen: Ein Schelm, wer mehr gibt, als er hat"); gelegentlich häuft er diese Wendungen (die Psychoanalyse als phantastische Geheimlehre verspottet, „die im Dunkeln bauen, im Trüben fischen möchte"), und es ist nicht gerade der übliche Medizinerton, wenn er (im „Bruchstück einer Hysterie-Analyse") erklärt: „Ich gebe Organen wie Vorgängen ihre technischen Namen und teile dieselben mit, wo sie — die Namen — etwa unbekannt sind. *‚J'appelle un chat un chat'* . . . Von der Unvermeidlichkeit der Berührung sexueller Themata muß man überzeugt sein, ehe man eine Hysteriebehandlung unternimmt, oder muß bereit sein, sich durch Erfahrungen überzeugen zu lassen. Man sagt sich dann: *pour faire une omelette il faut casser des œufs.*" Man sieht in diesem Hang die Zugehörigkeit zu einem Volkstum, aber auch den Weg zur Dichtung, der Mutter alles höheren Sprachlebens, vorgezeichnet, der mit der Abhandlung über Jensens

„Gradiva“ für immer in die Nähe der Poesie hinleitet. Ein Passus in jenen „Studien“ rührt bereits an diesen Zusammenhang, ohne ihn allerdings im Ernst gelten zu lassen. „Ich bin nicht immer Psychotherapeut gewesen, sondern bin bei Lokaldiagnosen und Elektrodiagnostik erzogen worden wie andere Neuropathologen, und es berührt mich selbst noch eigentümlich, daß die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind, und daß sie sozusagen des ernsten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren. Ich muß mich damit trösten, daß für dieses Ergebnis die Natur des Gegenstandes offenbar eher verantwortlich zu machen ist als meine Vorliebe; Lokaldiagnostik und elektrische Reaktionen kommen bei dem Studium der Hysterie eben nicht zur Geltung, während eine eingehende Darstellung der seelischen Vorgänge, wie man sie vom Dichter zu erhalten gewohnt ist, mir gestattet, bei Anwendung einiger weniger psychologischer Formeln doch eine Art von Einsicht in den Hergang einer Hysterie zu gewinnen.“

Freud hat sich also schon in diesem Frühwerk gegen eine Unterschiebung dichterischer Ambitionen zu wehren, und es regt sich eines seiner wichtigsten Ausdrucksprobleme in dieser Verteidigung. Denn ihre Begründung trifft nicht zu. Es liegt an diesem Darsteller, nicht nur am Stoff, daß das Mißverständnis möglich ist; weder vor noch nach ihm sind Krankengeschichten hysterischer Personen derart fesselnd vorgetragen worden, und es wird zur Entwicklung Freuds gehören, daß er diesen Sachverhalt immer weniger bestreitet und ihn schließlich selbstbewußt auf sich beruhen läßt. Die „Traumdeutung“ enthält das Geständnis, daß er einst durch eine Vorlesung des Fragments „Natur“, des „unvergleichlich schönen Aufsatzes von Goethe“, zum Studium der Naturwissenschaft gedrängt worden sei. Nun blättere man in den Werken der Folgezeit: man wird auf zahlreiche ähnlich vielsagende Sätze stoßen. Von den „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ fordert gleich die erste zur Verehrung der Sprache auf. „Worte waren ursprünglich Zauber und das Wort hat noch heute viel von seiner alten Zauberkraft bewahrt. Durch Worte kann ein Mensch den andern selig machen oder zur Verzweiflung treiben, durch Worte überträgt der Lehrer sein Wissen auf die Schüler, durch Worte reißt der Redner die Versammlung der Zuhörer mit sich fort und bestimmt ihre Urteile und Entscheidungen. Worte rufen Affekte hervor

und sind das allgemeine Mittel zur Beeinflussung der Menschen untereinander. Wir werden also die Verwendung der Worte in der Psychotherapie nicht geringschätzen" ... Wo hat man in unserer Zeit gleich Schönes gehört, wenn nicht bei einigen Dichtern, und wer erkennt darin nicht die Liebe des Schaffenden zu seinem Werkzeug, das er noch immer getreu erfand? „Die Frage der Laienanalyse" nimmt diesen Dank wieder auf: „Wir wollen übrigens das Wort nicht verachten. Es ist doch ein mächtiges Instrument, es ist das Mittel, durch das wir einander unsere Gefühle kundgeben, der Weg, auf den anderen Einfluß zu nehmen. Worte können unsagbar wohltun und fürchterliche Verletzungen zufügen. Gewiß, zu allem Anfang war die Tat, das Wort kam später, es war unter manchen Verhältnissen ein kultureller Fortschritt, wenn sich die Tat zum Wort ermäßigte. Aber das Wort war doch ursprünglich ein Zauber, ein magischer Akt, und es hat noch viel von seiner alten Kraft bewahrt." Diese Realität des Wortes ist im Grund gemeint, wenn einmal ein Kapitel anhebt: „Der Sprachgebrauch bleibt selbst in seinen Launen irgend einer Wirklichkeit treu" . . Und es ist nicht minder deutlich die Liebe zur Sprache, die das Folgende schreibt: „Wir heißen diese Körperbedürfnisse, insofern sie Anreize für seelische Tätigkeit darstellen, Triebe, ein Wort, um das uns viele moderne Sprachen beneiden."

All diese zerstreuten Aussprüche krönt jener Exkurs über den Stil in der „Psychopathologie des Alltagslebens", von dem schwer zu sagen ist, wodurch er den Leser mehr bezaubert: durch sein unvermutetes Erscheinen, durch seinen leicht hingeworfenen Ton oder durch die Schlichtheit und Tiefe seiner Argumentation. Es fließt alles in ihm zusammen und hat an der Klarheit teil, die von ihm ausgeht und ihn zu einem Schlüsselwort erhebt — Studenten der Literatur können mehr aus ihm lernen als aus mancher ziegelsteinschweren Ästhetik. Hier ist er: „Selbst bis in die Schätzung des Stils, den ein Autor schreibt, dürfen wir und sind wir gewöhnt, das Erklärungsprinzip zu tragen, welches wir bei der Ableitung des einzelnen Sprechfehlers nicht entbehren können. Eine klare und unzweideutige Schreibweise belehrt uns, daß der Autor hier mit sich einig ist, und wo wir gezwungenen und gewundenen Ausdruck finden, der, wie so richtig gesagt wird, nach mehr als einem Scheine schielt, da können wir den Anteil eines

nicht genugsam erledigten, komplizierenden Gedankens erkennen oder die erstickte Stimme der Selbstkritik des Autors heraushören."

Eheu miseros!

3.

Aber nun ist sofort eine Konstatierung nachzutragen. Diese zusammengelesenen Zeugnisse verfälschen das Bild. Freuds Atemluft ist die Abstraktion, aus ihr kommt er her, sie verläßt er nie. Seine Diktion ist durchaus auf der naturwissenschaftlich-medizinischen Prosa erwachsen und verrät diese Herkunft noch in den jüngsten Publikationen. Die Art, wie Freud sie in seinen ersten Büchern handhabt, ist geeignet, von der Strenge seiner wissenschaftlichen Erziehung, der Unerbittlichkeit seiner Anfänge einen Begriff zu geben. Steinerne Unpersönlichkeit, ein kalter Fanatismus des Intellekts bezeichnen diese Haltung, die in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" ihren Höhepunkt erreicht. Man geht nicht fehl, wenn man in dieser unmenschlich objektiven Sprache das Abbild der Vereinsamung erblickt, die Freud zur Zeit der Niederschrift umgab. Ohne Spuren von entgegenkommendem Schmuck, eisklar und schroff wie die Aufstellungen eines Physikers sehen einen diese Seiten an, deren Text erbarmungslos ein Arsenal von zerfasernden Begriffen schmiedet und sicherstellt. Dieser schneidende Rationalismus geht nun allerdings auch weit über den durchschnittlichen Habitus der Medizinersprache hinaus: in seiner spröden, gläsernen Unpersönlichkeit kältet den Leser ein besonderes Schicksal an. Irgendein Lehrbuch der Anatomie oder Psychiatrie wirkt gemütvoll, menschlich, ungefährlich neben ihm. Freud hat sich auch später, wenngleich in etwas milderen Graden, auf diese frierende Isolierung zurückgezogen, sicherlich stets in entscheidenden Augenblicken der von ihm inaugurierten Bewegung: nach dem Verlust von Mitarbeitern, bei der Einführung neuer Problemstellungen, beim Eingreifen in Kontroversen, in denen er verhängnisvolle Mißverständnisse wirken sah. Es ist, im Rahmen des Gesamtwerks, außerordentlich zu sehen, wie er sich da jederzeit mühelos wieder zu der reinen Reflexion aufschwingt, die er am Beginn seiner Forschungen kultivierte. „Das Ich und das Es", „Hemmung, Symptom und Angst" gehören zu diesen abstrakten Kundgebungen. Sie haben die „asketische

Wörtlichkeit", die ein Literarhistoriker einmal Kant nachgesagt hat: einen Willen und ein Vermögen der absoluten rationalen Präzision, bei der es nichts zwischen den Zeilen zu lesen gibt, die sich einmalig ausdrückt, verbindliche Formeln vorbereitet und herbeiführt. Innerhalb der psychoanalytischen Literatur ist dieses Maß von nackter Begrifflichkeit einzigartig geblieben. Sie stellt das Unnahbare, das unzweideutig Führerhafte ihres Urhebers, seinen Aristokratismus des Geistes fast furchterregend dar. Auch die „Traumdeutung" beruht im Großen und Ganzen auf ihr, und der Gegensatz dieser Vortragsweise zur farbig schimmernden Materie, die sie behandelt, bestimmt geradezu den literarischen Charakter jenes Buches.

Dennoch wird keiner, der über eine Anschauung von der medizinischen Literatur verfügt, die Eigenschaften übersehen, durch die sich auch die abstraktesten Schriften Freuds von ihr abheben. Sie sind stets durch eine sprachliche Noblesse, einen stilistischen Ehrgeiz aufgefallen, die in diesem Sektor des Schrifttums nicht zum Alltäglichen gehören. Das hastig hingehauene, aus chronischem Zeitmangel zusammengesetzte „Medizinerdeutsch" ist seit langem zu einer unausrottbaren Kalamität geworden und wuchert heute üppiger als je: ein schlampiges Négligé der Sprachgebung, das seine Träger vielleicht selbst verlachen, wenn man darauf hinzeigt, während andere, die „etwas Besseres" machen wollen, sich gern ein paar schöngeistige Zitate zulegen. Der medizinische Laie, der etwas von Sprache versteht, ist oft überrascht von der Harmlosigkeit, die an den Koryphäen der Klinik zum Vorschein kommt, sobald sie sich schriftlich mitteilen, und über die Verschönerungen, mit denen sie sich behängen, um literaturfähig zu erscheinen. Er blickt halb belustigt, halb geschmerzt auf diese Fachpublikationen, in denen sich die Rekorde der Sprachliederlichkeit überbieten, weil ja wahrhaftig niemand ein Recht hat und jeder sich schön hüten wird, von diesen ewig überlasteten Spezialisten auch noch Rücksichten auf das stilistische Auftreten zu verlangen. Es ist ein pikanter Zeitvertreib, in Freuds früheren Arbeiten nach Berührungen mit dieser Tradition zu suchen. Sie liegen alle in der Richtung einer gewissen Preziosität, einer Vorliebe für gewählten Wortgebrauch (im wissenschaftlichen Sinne) und für gutsitzende Zitate. Es ist da die Rede von einem „auxiliären Moment", von „Vizinität" zweier Vorstellungen, von „vulnerabeln"

Bestandteilen der Erinnerung, von der „Luzidität“ einer Darstellung. Diese Latinisierungen sind allerdings stets mit vollendetem Geschmack verwendet oder neu gebildet. Auch der häufige Gebrauch des Verbums „dürfen“, dieses Lieblingsstückes im Inventar aller distanzierenden Beschreiber, mutet als naturwissenschaftliches Erbe an. „Wir dürfen erwarten“, „man darf aussprechen“; der Einzelne, der eine Panik miterlebt und dabei die affektive Bindung an die Masse verliert, „darf“ die Gefahr höher einschätzen, nachdem er ihr allein gegenübersteht — er „muß“ es vielmehr, es ist für ihn eine grauenhafte Notwendigkeit, das zu tun; der unerschütterliche Beobachter hat mit diesem Wort dem Opfer eine erkennende Lust an der Katastrophe zugeschrieben, die nur er besitzt.

Diese forschende Haltung und ihr immer differenzierterer Ausdruck ist allen Werken Freuds eigentümlich. Wer sie mit offenen Augen liest, vergißt keinen Augenblick, daß sie von dem Autor herrühren, der einmal den Primat der Intelligenz als das „psychologische Ideal“ bezeichnet hat und der in einem seiner Dialoge unversehens zu der Drohung imstande ist: „Versuchen Sie nicht, mir Literatur anstatt Wissenschaft zu geben ...“ Freuds Sprache ist großer Wandlungen fähig, die von der starren Begrifflichkeit zur weichen Anmut der Gedankenführung reichen, aber sie verkörpert einen durch und durch rationalen Stil. Man halte einen seiner jüngsten Traktate neben die „Vorläufige Mitteilung“ über Hysterie von 1893: die innere Einheit, die bleibende Basis des Ausdrucks ist unverkennbar.

Aber auch die Entwicklung, die dazwischen liegt, ist es, und die treibende Kraft, die hinter ihr steht. Schon die „Studien über Hysterie“ tragen den literarischen Anspruch an der Stirne. Man findet in ihnen die Spur einer ungewöhnlichen Gabe, Gedankliches sinnlich faßbar wiederzugeben. Das Mittel dazu ist die Metapher, die bildliche Ausdrucksweise; in dieser Art: „Meine Therapie schloß sich dem Gange dieser Erinnerungstätigkeit an und suchte Tag für Tag aufzulösen und zu erledigen, was der Tag an die Oberfläche gebracht hatte, bis der erreichbare Vorrat an krankhaften Erinnerungen erschöpft schien.“ Diese Bildhaftigkeit ist nicht absichtslos entstanden, sie ist sorgsam gepflegt und begünstigt, denn sie darf sich bis ins feinste Detail entfalten und wird niemals durch ein wesensfremdes Element zerstört. Der

Fall „Katharina . . ." setzt in der Tat wie ein erzählendes Feuilleton ein. „In den Ferien des Jahres 189* machte ich einen Ausflug in die Hohen Tauern, um für eine Weile die Medizin und besonders die Neurosen zu vergessen. Es war mir fast gelungen, als ich eines Tages von der Hauptstraße abwich, um einen abseits gelegenen Berg zu besteigen, der als Aussichtspunkt und wegen seines gut gehaltenen Schutzhauses gerühmt wurde. Nach anstrengender Wanderung oben angelangt, gestärkt und ausgeruht, saß ich dann, in die Betrachtung einer entzückenden Fernsicht versunken, so selbstvergessen da, daß ich es erst nicht auf mich beziehen wollte, als ich die Frage hörte: ‚Ist der Herr ein Doktor?'" Das geht eine ganze Weile so weiter, die Ruferin wird sogar mit ihrem Dialekt eingeführt, alle Begleitumstände der Begegnung dürfen sich ausbreiten. In der Studie über „Fräulein Elisabeth v. R . . ." konstatiert man eine elegant gelockerte Diktion des Berichterstatters, die an Gebräuche des deutschen Nachkriegsromans erinnert: „Die ersten Male, als sich diese Widerspenstigkeit zeigte, ließ ich mich bestimmen, die Arbeit abzubrechen, der Tag sei nicht günstig; ein andermal." Man genießt eine Darstellung menschlicher Verhältnisse, der offenbar noch eine andere als die analytische Begabung zugrunde liegt. Es wird die Liebessehnsucht eines Mädchens wiedergegeben: „In solcher Stimmung machte die glückliche Ehe ihrer jüngeren Schwester den tiefsten Eindruck auf sie, wie rührend er für sie sorgte, wie sie sich mit einem Blicke verstanden, wie sicher sie einer des andern zu sein schienen. Es war ja gewiß bedauerlich, daß die zweite Schwangerschaft so rasch auf die erste folgte, und die Schwester wußte, daß dies die Ursache ihres Leidens sei, aber wie willig ertrug sie dieses Leiden, weil er die Ursache davon war."

Das ist erzählende Kunst, beruhend auf einem lustvollen Gestalten und Verweilen, auf dem Trieb, die Seelenregungen lebendig, nicht als aufgespießte Präparate aufzubewahren. Wie sicher faßt eine andere Stelle dieses Buches den Charakter einer Nervösen in das Bild von der „nachholenden Träne" zusammen. Der Aufsatz „Über Deckerinnerungen" von 1899 zeigt die wirksam abgetönte Dialogisierung, die schon in den „Studien", aber vor allem in den späten Schriften zur Geltung kommt. Und der Nekrolog für Charcot (1893) faßt schon alle diese Mittel zusammen: ganz und gar meisterlich geschrieben, aus

dem Vollen gespendet, eine reife Synthese aus Kritik und Verehrung, aus Reflexion und metaphernreicher Schilderung.

So sind schon in den Anfängen Freuds die Elemente enthalten, die einen Prosaiker von Rang ankünden: ein spontaner Trieb zum Erzählen, angeborene sinnliche Liebe zum Wort, Bildhaftigkeit, klangliche und rhythmische Sensibilität, Verbundenheit mit der Dichtung und mit dem alltäglichen Leben der Sprache. Sie alle verschmelzen mit dem wissenschaftlichen Ausdruckswillen und nähren das sprachliche Wachstum, das zu einer immer bestimmteren Verpersönlichung des literarischen Erbes, des durch Erziehung und Forschung erworbenen Sprachcharakters führt.

4.

Die Liebe zum Wort trägt in entscheidender Weise an Freuds Werkgebäude mit. Sie verrät sich in der Verwendung seltener, eigenwillig markanter und neugebildeter Prägungen, in einem Sinn für aparten Sprachgebrauch, wobei auch das Österreichische zu seinem Recht kommt. Es ist gut medizinische Sitte, daß „erinnern" an zahlreichen Stellen transitiv gebraucht wird, aber zusammen mit dem ebenso häufigen Ausdruck „an etwas vergessen" trägt sie eine besondere Färbung in Freuds Prosa hinein. Es sind nicht die einzigen Merkmale dieser Art. „Sich einer Tatsache besinnen", „sich eines Vorwurfs, einiger abschließender Bemerkungen getrauen", „das Glück begegnen", „sich einer Verwendung weigern", „zu Grunde einer Zwangsneurose etwas finden": solche Bildungen kehren regelmäßig wieder. Eine Reihe anderer weist man noch sicherer der freien Absicht des Verfassers zu Wendungen wie „im Zusammenhalte mit", „Versöhnung oder Abgleichung des Gegensatzes" (auch verbal: „Gegensätze gleichen sich oft durch Kompromißbildungen ab"), oder jene über eine Erkrankung, die „ihrerzeit" nicht auffällig war: dieses Beispiel zeigt besonders schön die Feinheit, mit der Freuds Sprachempfinden reagiert. Daß von zwei Erlebnissen das eine die, das andere jene Wirkung „beistellt", dürfte wieder österreichisch sein. Genug der Klauberei! Es wären noch viele Kuriosa einzusammeln, aber ihre Bedeutung ist schon an diesen Mustern abzulesen. Sie leiten zu der Gruppe von Fügungen weiter,

die Freud aus erster Hand wählt und die durch nichts als durch die sprachliche Bildnerfreude, aber durch diese vollauf, gerechtfertigt sind. Wie eindrucksvoll spricht er von einem Weibe, das „frei vom Manne" geblieben sei, wie glücklich definiert er gewisse Gestalten des Traums als „Sammel- und Mischpersonen", weist er auf die „zeremoniösen Verzierungen" hin, die der Zwangsneurotiker an den Tätigkeiten des gewöhnlichen Lebens anbringe. Er handelt über die „Ergriffenheit der Sexualsphäre", ohne den Doppelsinn des Ausdrucks zu beseitigen, und läßt seine Patienten „Symptome produzieren". Jedem Leser ist der sinnfällige, vielleicht allzu drastische Terminus „Verlötung" im Ohr geblieben, der bereits zu den stehenden Begriffen der psychoanalytischen Terminologie gehört und von der Schule übernommen worden ist: es gibt Fälle, wo „zwischen Sexualtrieb und Sexualobjekt eine Verlötung vorliegt" . . .

Kein Wunder, daß Freud für aphoristische Formulierungen Verständnis zeigt. Er ist ein Künstler des Zitats, des Mottos — wer vergißt das Geleitwort der „Psychopathologie", der „Traumdeutung" oder die Goethesche Mahnung, die er dem Schlußkapitel der Broschüre „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung" vorangestellt hat: „Mach es kurz! Am Jüngsten Tag ist's nur ein Furz." Sein eigener Text gipfelt gern in solchen Kurzschlüssen von bald ernster, bald heiterer Tendenz. „Wer warten kann, braucht keine Konzessionen zu machen." „Amerika heißt nicht nach Kolumbus." Die Hand, die das schreibt, hat sich ja auch die Gelegenheit verschafft, Dutzende von brillanten Witzen zu erzählen, und sie geht in andern Werken immer wieder zu jenen mit Starkstrom geladenen Passagen über, in deren Mitte man aufhorcht, an deren Ende man das Buch ein wenig sinken läßt. Das „Bruchstück einer Hysterie-Analyse" enthält eine von ihnen: „Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, überzeugt sich, daß die Sterblichen kein Geheimnis verbergen können. Wessen Lippen schweigen, der schwätzt mit den Fingerspitzen; aus allen Poren dringt ihm der Verrat." Hier ist noch einmal der Ort, auf die Behandlung des Versprechens und Verschreibens in der „Psychopathologie" hinzuweisen, die Freud auf glänzende Art als eingeweihten Genossen der verwegensten Sprachabenteuer und Wortmysterien legitimiert.

Wie reimt sich aber mit alldem jene Fußnote in der „Traumdeutung"

(im Abschnitt über die Typischen Träume) zusammen, wo er von sich selber ein gehemmtes Ausdrucksvermögen eingesteht? „Auf der Treppe spucken", liest man dort, „das führte, da ‚Spuken' eine Tätigkeit der Geister ist, bei loser Übersetzung zum ‚esprit d'escalier'. Treppenwitz heißt soviel als Mangel an Schlagfertigkeit. Den habe ich mir wirklich vorzuwerfen" .. Ein merkwürdiges Bekenntnis, das gleich durch diese Probe Freudschen Sprachdenkens Lügen gestraft wird! Das selbe Fragezeichen steht über seinen französisch geschriebenen Arbeiten, auf die der Leser der Gesamtausgabe zu seiner Überraschung stößt und die seinen Respekt noch beträchtlich steigern werden. In der „Selbstdarstellung" wird nämlich von der deutschen Übersetzung der Charcotschen Vorlesungen, die Freud besorgte, das Folgende erzählt: „Ich bot mich schriftlich dazu an; ich weiß noch, daß der Brief die Wendung enthielt, ich sei bloß mit der Aphasie motrice, aber nicht mit der Aphasie sensorielle du français behaftet." Auf diesem anmutigen Umweg erfahren wir, daß Freud sich zu denen zählt, die die äußerliche Schwerblütigkeit im Gebrauch der Sprache durch eine innere Vertrautheit mit ihr wettmachen — denn was er hier von seinem Verhältnis zum Französischen bemerkt, dehnt jene Fußnote auf seine Naturanlage aus. Werden die, die ihn aus persönlichem Umgang kennen, sich gegen eine solche Folgerung verwahren? Steht nicht auch fest, daß seine amerikanischen und besonders die Wiener Vorlesungen über Psychoanalyse als glänzende Beispiele eines Sprechstils zu gelten haben? Der Fernstehende hat kein Urteil darüber, welchen Eindruck jene Vorträge hervorgerufen haben. Aber er wird, so überzeugend Freud als Redner gewirkt haben mag, die Behauptung wagen, daß auch in diesem Fall dem gedruckten Text ein spezifischer Tonfall innewohnt, den sie gesprochen kaum besessen haben. Ja die glaubwürdigsten Zeugenaussagen, die uns des Gegenteils versichern wollen, helfen da nicht viel, weil ein höchst intimes Gesetz der Persönlichkeit in Frage steht, das Blicke von außen schwer gewahren, das ein Autor selber nicht bewußt zu kennen braucht, das aber dieser Allesenthüller offenbar in sich spielen sah. Es handelt sich um die Einsicht, daß ein Schriftsteller höheren Maßes notwendig eine Introversion seines Sprachvermögens zeigen wird. Es ist ihm natürlicher, sich in der Schrift zu äußern, als die gesprochene Rede anzuwenden, und wo er dies dennoch tut, wird er gleichwohl

nur im Geschriebenen sein Bestes, Wahrstes geben. Er „sublimiert“ die sprachliche Funktion. Man betrachte die Bände der Freudschen Gesamtausgabe — wer zweifelt vor ihnen, daß der Trieb zu schreiben hier mächtiger war als der zu reden, ja vielleicht als der zu tun? Die Liebe zum dauernden Wort fällt einen mächtig aus ihnen an: als eine unausweichliche, primäre Verkettung. Man erkennt einen Willen und ein Bedürfnis, die eigene Existenz umfassend, lückenlos in der Schrift darzustellen, ein Drang nach allseitiger Vollständigkeit tut sich kund — wer will entscheiden, ob und wie sehr auch die Stimme des Blutes, das Vermächtnis eifernder Talmudisten darin am Werke war? Denn es ist vielleicht das Schönste, was da zu sagen bleibt, daß nicht nur die Gedanklichkeit eines reichen Lebens, sondern auch die Menschlichkeit des Schreibers in diese Bücher eingegangen ist.

Als reiner Forscher ist Freud dazu gelangt, selbst das Urwort aller Dichter: das Wort Traum für sich zu usurpieren. Es fiel ihm als Inbegriff eines selbstherrlich erwählten wissenschaftlichen Themas zu, gewiß — aber in welcher Weise hat er sich, wiederum, auch seiner Lautreize bemächtigt. Er führt sie durch immer neue Variationen, er spricht von der Traumquelle, vom Traumtag und Traumwunsch, von der Traumrede, von Traumarbeit und Traumverdichtung, von Traumreizen, Traumentstellung, Traumgedanken, Traummaterial. Man kann sich der Schönheit dieser Zusammensetzungen nicht entziehen, auch wenn man voll ermißt, daß sie als analytische Grundbegriffe geschaffen worden sind. Das ist aber gerade das Bezeichnende. Der Wortzauber ist da einem Ziel unterworfen, das keine Schwelgerei gestattet. Er ist nicht um seiner verführerischen Lockung willen da, sondern als Begleiter und Diener einer Norm. Er ist kein unverbindliches, genießerisches Spiel, er ist Gesetzgebung. Freuds Wortliebe läuft auf diese strenge Sachlichkeit hinaus. Er ist kein kokettierender Liebhaber der Sprache, der an der Erfüllung verzweifelt, er lebt in der Ehe mit ihr, wo die Sinnenreize hinter höheren Zielen zurücktreten. Sein Hang, schlagende Worte zu formen, ist weniger dem Künstler als dem Systematiker in ihm gutzuschreiben — sofern die beiden sich trennen lassen. Er frönt ihm unersättlich, es gibt kaum eine Veröffentlichung von ihm, die nicht einige ad hoc oder bleibend geschaffene Ausdrücke einführt. Es ist bekannt, wie viele endgültig gefaßte Begriffe der Lehre

auf seine Initiative zurückgehen. Wunscherfüllung, Verdrängung, Verschiebung, Widerstand, Fehlerinnern, Vatersurrogat. Anderswo entstandene greift er mit spontanem Interesse auf und fügt sie als Bausteine in die Architektur seines Systems: Affektquelle, Komplex, Mechanismus, Libido, Regression. In der psychoanalytischen Schule ist diese Neigung des Schöpfers (die er mit allen großen Systematikern teilt; man denke an Linné, Virchow, Paracelsus) zu der nicht durchwegs erfreulichen Handhabung eines Jargons ausgeartet.

Die Proklamation neuer Wortsymbole ist eines jener häufigen, eindrücklichen Vorkommnisse, die der Leser der Freudschen Schriften in Erinnerung behält. „Die Beobachtung des Liebesverkehres der Eltern ist ein selten vermißtes Stück aus dem Schatze unbewußter Phantasien, die man bei allen Neurotikern, wahrscheinlich bei allen Menschenkindern, durch die Analyse auffinden kann. Ich heiße diese Phantasiebildungen, die der Beobachtung des elterlichen Geschlechtsverkehres, die der Verführung, der Kastration und andere, Urphantasien und werde an anderer Stelle deren Herkunft sowie ihr Verhältnis zum individuellen Erleben eingehend untersuchen." Was für ein autonomer, legislatorischer Ton! Es ist der Ton des Statthalters, die Gesinnung jenes „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben". Er wird sich eines Tages wieder auf das Diktum beziehen, es steht ein für allemal. Er formuliert aus einer diktatorischen Verantwortlichkeit, er nimmt das Brauchbare, wo er es findet, weil er es dadurch erst zu seinem wahren Wert erhöht. Sein Wirken hat eine Mitte, an die alle Funde anschließen, er gestaltet und erweitert aus einer einheitlichen, universalen Idee. Bald streben ihm von allen Seiten Reichtümer zu, die Mitarbeiter helfen ihm die Ernte bergen, jeder in seiner Provinz, er sondert genau, was sie ihm zubringen, und legt auf das Gute Beschlag. Er bietet noch einmal das große, selten gewordene Schauspiel einer Schule, der geistigen Welteroberung. Freud hat diesen Anblick schon im Nekrolog auf Charcot beschworen. Er gesteht dort das Glück, das es ihm einst bereitet habe, wenn er den Meister auf einem stundenlangen Gang durch die Pariser Salpêtrière begleiten durfte, wo die Namen und Auffassungen der meisten Krankheiten, die da zu sehen waren, von diesem selbst herrührten — da mußte er „an den Mythus von Adam denken, der jenen von Charcot gepriesenen intellektuellen

Genuß im höchsten Ausmaß erlebt haben mochte, als ihm Gott die Lebewesen des Paradieses zur Sonderung und Benennung vorführte".

Es fehlt in unserer Zeit nicht an Anläufen zu ähnlichen architektonischen Versuchen, noch weniger an Fanatikern des Gedankens, die an ihrem Ort eine Brut von Schlagworten, von programmatisch gemeinten Begriffen zur Welt bringen. Man sehe sich das Wortgemächte dieser Philosophen, Theologen, Politiker, Kochkunstreformer an, um den grundsätzlichen Unterschied zu gewahren. Da wird mit einem Schlage klar, daß Freud durch seine sprachliche Mächtigkeit von ihnen getrennt ist — durch diese Mächtigkeit, die eine geistige Energie repräsentiert. Nicht alles, was er sprachlich geschaffen hat, ist vollkommen geraten. Aber in seiner schriftstellerischen Gesamterscheinung trägt er, inmitten einer zum grotesken Mißbrauch aller Ausdrucksmittel abgesunkenen Zeit, das Zeichen des echten Schöpfertums. Er herrscht über eine innerlich errungene Sprachwelt — er herrscht durch die Sprache über eine innerlich errungene Welt. Er ist zuletzt in der Lage, einen Gegenstand, ein Phänomen, einen Menschen in einer durchaus selbstgeprägten Sprache zu charakterisieren — so im Nekrolog auf den Anhänger Putnam: „Wer ihn persönlich näher kannte, mußte urteilen, daß er zu jenen glücklich kompensierten Personen vom zwangsneurotischen Typus gehöre, denen das Edle zur zweiten Natur und das Paktieren mit der Gemeinheit zur Unmöglichkeit geworden ist." Und dieser originale Gebrauch der Sprache ist, noch einmal, nur der literarische Ausdruck einer weltweit ausgedehnten Herrschaft durch die Idee.

5.

Diese Neigung zur gesetzhaften Wortformel wird aber noch durch Freuds Erzählertrieb übertroffen. Er steht wie ein lösendes, freiheitliches Prinzip neben jenem Willen zur Konzentration. Alle Farbigkeit und abwechslungsreiche Fülle strömt durch ihn in diese Werke ein, er umspült ihre Abstraktion mit seinen bunten Reflexen. Er ist auch schuld daran, daß sich ihr Leser nie einer seelenlosen Tabelle, sondern einem Menschen gegenüberbefindet, wenn auch oft einem monoman demonstrierenden, bleich und stumm erregten. Es ist sicher kein

Zufall, daß Freud ein halbes Dutzend Mal die Geschichte der von ihm entfachten Bewegung geschildert hat, und es bereitet ungewöhnlichen Genuß, die Souveränität zu verfolgen, mit der er das Thema von immer andern Seiten her aufgreift (wobei er aber nie auf das Private eintritt). Jedesmal findet er „ein neues Mengungsverhältnis zwischen subjektiver und objektiver Darstellung, zwischen biographischem und historischem Interesse", wie es in der „Selbstdarstellung" heißt. Aber die physikalische Metapher gibt die bewundernswerte Verschiedenheit dieser Essays nur unzureichend wieder. Mit welcher Verve und schriftstellerischen Würde sind die Seiten „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung" geschrieben. Vor ihnen drängt sich doch noch einmal meine Person, der Schweizer in mir, in den Vordergrund — mit einem Wort des Dankes dafür, daß sich ihr Verfasser die Genugtuung nicht versagte, auch eine schon zur Legende gewordene Episode aus der schweizerischen Geistesgeschichte in so bedeutender Weise aufzuzeichnen. Hieher gehört aber auch, daß Freud bei jeder passenden Gelegenheit bereit ist, seine grundlegenden Arbeiten zu rekapitulieren, sei es in rascher Abbreviatur, um in anderem Zusammenhang die nötigen Voraussetzungen zu geben, sei es in liebevoll variierender Ausführlichkeit. Die „Traumdeutung" erscheint zusammengefaßt wieder in den „Vorlesungen", in der Broschüre „Über den Traum", und wie oft und geduldig werden etwa die theoretischen Ergebnisse über die infantile Sexualität, der Gedankengang der „Psychopathologie" auf ein paar Seiten zusammengedrängt, wo das Thema es erfordert. „An der Frauenbrust treffen sich Liebe und Hunger", heißt es in der Traumdeutung: das ist in einer Maxime schon der Inhalt der „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie". Vom leichten Hinweis bis zur breiten Reproduktion reicht der Umfang dieser Anlehnungen, so daß sich in jedem Buch eine Gruppe von andern Büchern, alle Schriften in allen spiegeln. Ein ganzes System solcher bald näheren, bald entfernteren Durchblicke hält die Teile von Freuds Gesamtwerk unter sich verbunden — ein Zeugnis für seine organisatorische Phantasie, aber auch für seine unbesiegliche schriftstellerische Bereitschaft.

Geduld ist ihm überhaupt als Autorentugend nachzurühmen. Wenn er sich irgendwo einer neuen Problemstellung nähert, wird er unfehl-

bar erst die bisherigen Anschauungen über den Gegenstand auseinandersetzen, von denen man ahnt, daß er sie weitgehend zu verwerfen denkt, und er weiß sich dieser Vorpflichten mit einer Gewissenhaftigkeit zu entledigen, in der man beste wissenschaftliche Tradition, aber zudem die gelassene Zucht und methodische Sicherheit einer Persönlichkeit am Werk sieht. Da wird kein Korn von Wahrscheinlichkeit fallen gelassen, ehe es um und um gewendet ist. Freud versteht es ganz großartig, zuzuhören. Er läßt seine Vorgänger in Ruhe, hinter geschlossenen Türen gleichsam, zu Worte kommen, zitiert ihre wesentlichen Aufstellungen unverkürzt, zieht noch diesen und jenen Passus an, der etwas Wichtiges enthält, und macht nur ab und zu einen vorläufigen Einwurf, gibt Zustimmung und Bedenken kund oder unterstreicht eine Behauptung, auf die er zurückzugreifen denkt. So geht er beispielsweise in „Massenpsychologie und Ich-Analyse", in „Totem und Tabu" vor. Er hat Zeit für die Probleme, für ihre minutiöse, wiederholte Betrachtung. In der „Traumdeutung" arbeitet er sich besonders beharrlich durch die Schutthalde der Fachliteratur empor. Ein großes Stück des Werkes gehört der genauen Diskussion ihrer Resultate, eine Reihe fundamentaler Feststellungen wird während dieses mühseligen Aufstiegs, durch Referat und Kritik der vorhandenen Meinungen erarbeitet. Er setzt auch regelmäßig an irgendeiner scheinbar wenig belangreichen Ecke des Forschungsfeldes an, hebt da eine Ansicht, dort eine zweite auf, wie er sie vorfindet, prüft sie im Ganzen und wendet sich einer dritten zu. Bald hat er eine Menge von ihnen in jeder Hand, wirft etwas fort, um dafür etwas Früheres wieder aufzunehmen, gräbt ein paar weitere Stiche, findet neue Gesichtspunkte und steht mit einem Mal in einem ringsum aufgewühlten Gelände, nur noch bis zu den Hüften sichtbar, und schaufelt unaufhaltsam der Tiefe entgegen. Dies mitzuerleben, ist ein immer neues Entzücken. Das ist ein Aufreihen und Beiseitestellen von Fundstücken, ein Fallenlassen von wertlos Gewordenem, und schließlich ein Aufräumen, Nachholen, Ergänzen und Abrunden . . . Da hat er dann an der höflichen Rücksicht auf halbe Einsichten kein Interesse mehr, da ist er ganz mit der Entwicklung der eigenen Thesen und mit der Überzeugung des Lesers beschäftigt.

Diesen nämlich vergißt er nie. Er hat eine überaus intensive Bezie-

hung zu seinem Publikum und wendet alles auf, um sie immer zwingender zu gestalten. In seinem Vortrag bildet sich schrittweise eine Kunst der Belebung aus, die allein schon seine natürliche Berufung zum Schriftsteller erweist. Er glaubt einen Einwand zu hören: sogleich tritt er auf ihn ein. „Meine Leser werden nun gewiß erstaunt sein zu hören" . . Die Erörterung einer Frage gerät ins Schwierige: sie wird für später aufgehoben, wo sie sich leichter oder vollständiger anlassen wird. „Wir werden auch auf diesen Punkt in späterer Diskussion zurückkommen, wenn wir das Material für seine unbewußte Liebesbedingung nachgetragen haben." Man glaubt eine Stufe erstiegen zu haben, da fängt der neue Abschnitt mit den Worten an: „Wir werden uns nur kurze Zeit der Illusion freuen, durch diese Formel das Rätsel der Masse gelöst zu haben." Immer weiß man, wo man ungefähr steht und was nun geschehen wird; es geht einem wie in der Sprechstunde eines hoch überlegenen, aber wohlgesinnten Arztes, der von Zeit zu Zeit durch eine Bemerkung verrät, was nun kommen soll und welche Erwartungen daran geknüpft werden dürfen. Wir werden auch kaum irregehen, wenn wir diese kompositorische Frische dem Therapeuten Freud zugute halten. In seinen langwierigen, so ganz auf Zwiesprache von Mensch zu Mensch abgestellten Behandlungen wird er sich diese Fähigkeit der Führung erworben haben und das Gefühl dafür, daß es zwar vornehm, aber wenig fruchtbar ist, ins Leere hinein zu dozieren. Er nimmt sich darum auch im Buch den Leser richtig vor, blickt häufig auf ihn, hält dauernd auf Kontakt. Seine Bücher haben etwas Unausweichliches, das meist schon auf der ersten Seite in Kraft tritt, obschon sie alle äußern Effekte vermeiden. Ihre Form ist sichtlich durch ihren Inhalt hervorgerufen. Rhetorische Fragen, Ausrufe, Vergleiche, Parenthesen halten im einzelnen die Aufmerksamkeit wach. Vor dem Gesamtverlauf der Untersuchung aber entsteht nach den ersten Kapiteln ein Gefühl des Mitgenommen-, des Beteiligtseins, das sich kaum begrifflich, nur im Gleichnis wiedergeben läßt. Es ist am besten als das Gefühl eines Weges zu bezeichnen, den man mit allen Strapazen und Erleichterungen, Pausen und Seitenblicken zurücklegt, und aus ein paar stets neu anklingenden Wendungen darf man vermuten, daß Freud selber im Schreiben dieses Bild vor Augen hat. „Ich mußte jetzt mehr als e i n e n Weg einschlagen, um der Kran-

ken Linderung zu verschaffen", hört man schon in den „Studien über Hysterie" und in der „Geschichte einer infantilen Neurose": „Hier kommt nun die Stelle, an der ich die Anlehnung an den Verlauf der Analyse verlassen muß. Ich fürchte, es wird auch die Stelle sein, an der der Glaube der Leser mich verlassen wird." Solche Wendungen sind sehr häufig und rücken das Gefühl des Geleitetwerdens ins Visuelle hinein — es ist aber kein anderes Gefühl als jenes, das der dichterische Erzähler im Leser unterhält.

Das gilt vollends von der Darstellung der Menschen in Freuds Werk. Man kommt bei ihm nicht um diesen Ausdruck aus dem ästhetischen Schulbuch herum, denn er verrät in diesem Punkt eine Gestalterlust und -gabe, die weit über alles hinausgeht, was durch die psychologische Materie von ihm gefordert war. Da muß zuerst auf das merkwürdige anonyme Personal gewiesen werden, das seine Schriften bevölkert. Die Dora des „Bruchstücks einer Hysterie-Analyse" ist berühmt geworden, und der „kleine Hans" in der „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben" teilt ihr Schicksal — mit Recht, denn wie dieses Kerlchen durch die lebendigsten Mittel, durch Dialog und kindlichen Sprachton vergegenwärtigt ist, hat als ein Meisterstück zu gelten. Überflüssig, die gleichzeitigen und späteren Geschwister dieser beiden Figuren aufzuzählen. Dagegen ist zu bemerken, daß mehr im Hintergrund noch andere Gestalten existieren, die merklich zur Belebtheit der Freudschen Bücher beitragen. Es sind jene Gelegenheitsakteure wie „ein jungverheiratetes Ehepaar", „Freund Otto", „ein Wiener Professor", „eine Dame aus meiner Bekanntschaft", denen sich ganze Scharen mehr oder weniger sprechender Statisten aus Freuds Bekannten-, Kollegen- und Patientenkreis zugesellen. Viele von ihnen lernt man ja recht eingehend kennen, wenn auch nur vorübergehend — unter diesen deutlich anwesenden Gestalten haftet aber vor allem auch die des Verfassers selbst, denn Freud hat eine besondere Gewohnheit, allgemeine Annahmen in der ersten Person vorzubringen, sodaß sein Ich eigentlich unausgesetzt spürbar bleibt: „Wenn ich schlafe, so muß" . ., „wenn ich das nicht tue" . . .

Aber nun geht er noch weiter und erschafft sich, wo es ihm paßt oder ihn die Lust ankommt, gleichsam zum Spiel, aus lauter Überschuß an Darstellungskraft eine Demonstrationspuppe, die im Hand-

umdrehen lebendig wird, munter aufsteht und wandelt. So einmal im „Bruchstück“: „Man stelle sich einen Arbeiter, etwa einen Dachdecker vor, der sich zum Krüppel gefallen hat und nun an der Straßenecke bettelnd sein Leben fristet. Man komme nun als Wundertäter und verspreche ihm, das krumme Bein gerade und gehfähig herzustellen. Ich meine, man darf sich nicht auf den Ausdruck besonderer Seligkeit in seiner Miene gefaßt machen.“ Wer nicht nach ein paar Seiten zurückblättert, um das noch einmal zu lesen, hat eine schlechte Witterung für das Schöpferische. Eines der am schönsten facettierten Beispiele für dieses Verfahren steht in den „Vorlesungen“ (in der dritten). Freud zieht dort sogar einen wissenschaftlichen Antipoden in die imaginäre Szene hinein — doch das Intermezzo muß als Ganzes hier stehen: „Ich stelle mir den unbekannten Festredner vor; er ist wahrscheinlich ein Assistent des gefeierten Chefs, vielleicht schon Privatdozent, ein junger Mann mit den besten Lebenschancen. Ich will in ihn drängen, ob er nicht doch etwas verspürt hat, was sich der Aufforderung zur Verehrung des Chefs widersetzt haben mag. Da komme ich aber schön an. Er wird ungeduldig und fährt plötzlich auf mich los: ‚Sie, jetzt hören S' einmal auf mit Ihrer Ausfragerei, sonst werd' ich ungemütlich! Sie verderben mir noch die ganze Karriere durch Ihre Verdächtigungen. Ich hab' einfach a u f stoßen anstatt anstoßen gesagt, weil ich im selben Satz schon zweimal vorher a u f ausgesprochen habe. Das ist das, was der Meringer einen Nachklang heißt, und weiter ist daran nichts zu deuteln. Verstehen Sie mich? Basta!‘ Hm, das ist eine überraschende Reaktion, eine wirklich energische Ablehnung. Ich sehe, bei dem jungen Mann ist nichts auszurichten, denke mir aber auch, er verrät ein starkes persönliches Interesse daran, daß seine Fehlleistung keinen Sinn haben soll. Sie werden vielleicht auch finden, es ist nicht recht, daß er gleich so grob wird bei einer rein theoretischen Untersuchung, aber schließlich, werden Sie meinen, muß er doch eigentlich wissen, was er sagen wollte und was nicht. So, muß er das? Das wäre vielleicht noch die Frage . . .“

Das ist der Stil der reifen, hohen Zeit. Aber schon in den „Studien über Hysterie“ atmen die stofflich undankbaren, monotonen Krankengeschichten ein bemerkenswertes Leben. Schon vor ihnen stellt sich zuweilen eine fast romanhafte Spannung ein, denn wenn ihr Ver-

fasser auch kein Detektiv ist, so ist er doch ein Detektor, der mit eindrucksvoll behutsamer Gebärde die Decke über dem Seelendunkel lüftet. Man wird sich ja auch fragen, ob die vielen Gelegenheiten, Anekdoten, Geschichten und Bonmots zu berichten, eher im Stoff oder im Gelüsten dieses Forschers begründet waren. Sicherlich da wie dort, und dieser zwiefache Ursprung der Problemstellung und der Lösungen hat der Psychoanalyse bis heute viel von ihrem Gesamtcharakter mitgeteilt. In der Abhandlung über den Witz werden die Beispiele noch mit einer unbewegten Miene aufgetischt, und man wird gerade durch ihren Kontrast zum strengen Ernst der Untersuchung auf ein verborgenes Bild dessen hingelenkt, der sie so kundig und gewiß nicht ohne Lachen gesammelt hat. Erst viel später tritt Freud mit spürbarer menschlicher Wärme hervor, lockert sich im allgemeinen seine Diktion. Da regt sich dann ein leiser humoristischer Unterton, ein feines Sympathisieren mit den Launen der Kranken, besonders wenn sie Kinder sind. Es sind die Züge, deren befreite Entfaltung am alternden Freud so wundervoll berührt.

6.

Das Gegenstück zu dieser Gestaltungsfreude und innig mit ihr verbunden ist der Hang zur Bildlichkeit, der Freuds Prosa auszeichnet. Dieser Verkündiger der Intelligenz ist einem verschwenderischen Gebrauch der Metapher ergeben. Er äußert sich zunächst, weniger auffällig, in einer Vorliebe für anschauungsstarke Wörter, an denen die vergleichende Tendenz nur flüchtig oder unbewußt empfunden wird, besonders für Verben wie verarbeiten, erhärten, aufsplittern, auf- und herstellen, eintragen — das Ich scheint gegen die Umwelt „gut abgesetzt", ein Konflikt wird „angefacht", zwei Vorgänge sind miteinander „verklebt". Die Melancholien zeigen „das Ich geteilt, in zwei Stücke zerfällt, von denen das eine gegen das andere wütet". In der Panik hören die gegenseitigen Bindungen der Massengeschöpfe auf, „und eine riesengroße, sinnlose Angst wird frei". Die Vorstellungskreise, die da angerührt werden, zeigen zugleich das universale geistige Interesse des Autors an, das man im Großen in der Wahl seiner Forschungsobjekte erkennen kann. Physik und Chemie, Malerei, Dichtung, Reli-

gion, Politik und Geschichte, Handwerkliches und Naturvorgänge geben die Einfälle her.

Die voll ausgewachsenen Metaphern wiederholen und bereichern dieses Bild. Man liest vom Inventar der Neurose, von Legierungen des Liebesstrebens, von einer Inflation der Liebe, von Abkömmlingen des Verdrängten, von (innerlichen) Fluchtversuchen der Patienten, von „dem Schirm, der spanischen Wand, der Suggestion", von der Frühblüte des Geschlechtslebens und dem Pubertätssturm. Einmal heißt es: „Wenn das der Schlaf ist, so steht der Traum überhaupt nicht auf seinem Programm, scheint vielmehr eine unwillkommene Zutat." Mit solchen einprägsamen Wendungen sind die Schriften Freuds übersät; einige von ihnen haben eine leichte Dogmatisierung erfahren und tauchen immer wieder auf — halb Ernst, halb Spiel —, andere sind wirklich sakrosankt geworden. Welche dramatische Anschauung umschließt der Titel „Der Untergang des Ödipuskomplexes". Wo Wiederholung geübt wird, ist man bisweilen in der Lage, den Übergang vom spontanen zum kanonischen oder stereotypen Gebrauch zu verfolgen. Ein solches Requisit ist die Redensart von den „Dämmen" Scham, Ekel und Moral, die den Sexualtrieb des Erwachsenen einschränken — sie erscheint beispielsweise in „Charakter und Analerotik" (1908), aber auch schon in den „Drei Abhandlungen", hier in einem Passus, den man einmal Wort für Wort mustern möge, um die Bilderfülle verhalten fluten zu sehen. „Während dieser Periode totaler oder bloß partieller Latenz werden die seelischen Mächte aufgebaut, die später dem Sexualtrieb als Hemmnisse in den Weg treten und gleich wie Dämme seine Richtung beengen werden (der Ekel, das Schamgefühl, die ästhetischen und moralischen Idealanforderungen). Man gewinnt beim Kulturkinde den Eindruck, daß der Aufbau dieser Dämme ein Werk der Erziehung ist, und sicherlich tut die Erziehung viel dazu. In Wirklichkeit ist diese Entwicklung eine organisch bedingte, hereditär fixierte und kann sich gelegentlich ganz ohne Mithilfe der Erziehung herstellen. Die Erziehung verbleibt durchaus in dem ihr angewiesenen Machtbereich, wenn sie sich darauf einschränkt, das organisch Vorgezeichnete nachzuziehen und es etwas sauberer und tiefer auszuprägen."

Überrascht es da, daß dieser Metaphernreichtum in einer häufigen

Anwendung des regelrechten Gleichnisses gipfelt? Ja, es überrascht — denn diese Steigerung bringt eine erstaunliche Fülle von Eingebungen und Durchführungsformen. Sie gehört zu den unverwechselbaren Kennzeichen des Schriftstellers Freud. Auch diese Gabe hat er langsam entwickelt. Man wird in den „Studien über Hysterie" nur ganz vereinzelte Belege für sie finden und in diesen die sichtliche Zurückhaltung jener frühen Jahre. „Wir hatten oft die hysterische Symptomatologie mit einer Bilderschrift verglichen, die wir nach Entdeckung einiger bilinguer Fälle zu lesen verstünden. In diesem Alphabet bedeutet Erbrechen Ekel", teilt Freud da mit. Er kann sich noch nicht entschließen, ohne Umstände über den Zaun zwischen Begriff und Bild zu springen. Später verzichtet er auf solche rechtfertigende Erklärung und isoliert das Gleichnis mit kunstvoller Absichtlichkeit. Nun nehmen der huschende Vergleich, das selbstgenugsam gerundete Gleichnis so verschwenderisch überhand, daß man versucht ist, sie als seine eigentliche, stärkste und überzeugendste Ausdrucksweise hinzustellen. „In der Psychologie", hat er unlängst noch selbst erklärt, „können wir nur mit Hilfe von Vergleichungen beschreiben. Das ist nichts Besonderes, es ist auch anderwärts so. Aber wir müssen diese Vergleiche auch immer wieder wechseln, keiner hält uns lange genug aus. Wenn ich also das Verhältnis zwischen Ich und Es deutlich machen will, so bitte ich Sie, sich vorzustellen, das Ich sei eine Art Fassade des Es, ein Vordergrund, gleichsam eine äußerliche, eine Rindenschicht desselben" („Die Frage der Laienanalyse"). Das wären also gleich drei Vergleiche mit einem halbgeborenen vierten dazu. Es drängt sich dazu wieder der Vorbehalt auf: wenn es wahr ist, daß auch „anderwärts" die Vergleiche in Gebrauch sind, so wird man bei diesen Fachgenossen und Nachbarfakultäten doch vergeblich nach der Art und dem Grad der Verwendung suchen, die für Freud charakteristisch sind.

Es lassen sich auch hier Gruppen unterscheiden. In die erste fallen die nur beiläufig hingestreuten, rasch präzisierenden Bilder — sie sind in Masse vorhanden. Die traumatischen Szenen der Hysterie „bilden nicht etwa einfache, perlschnurartige Reihen, sondern verzweigte, stammbaumartige Zusammenhänge". Die Traumrede hat „den Aufbau eines Brecciengesteines, in dem größere Brocken verschiedenen Materials durch eine erhärtete Zwischenmasse zusammengehalten werden." „So

ist der Traum am tiefsinnigsten, wo er am tollsten erscheint. Zu allen Zeiten pflegten die, welche etwas zu sagen hatten und es nicht gefahrlos sagen konnten, gerne die Narrenkappe aufzusetzen." „Daß die neurotische Angst aus der Libido entsteht, ein Umwandlungsprodukt derselben darstellt, sich also etwa so zu ihr verhält, wie der Essig zum Wein . ." (in einer Fußnote). Die kurzlebigen Massen sind den stabilen „gleichsam aufgesetzt, wie die kurzen, aber hohen Wellen den langen Dünungen der See." Häufig ist der Typus der Proportion: „Die Psychoanalyse verhält sich zur Psychiatrie etwa wie die Histologie zur Anatomie." Besonders schön wirkt die Erklärung, die Neurotiker steckten in ihrer Krankheit, „wie man sich in früheren Zeiten in ein Kloster zurückzuziehen pflegte, um dort ein schweres Lebensschicksal auszutragen." Ein berühmtes Wort Jacob Burckhardts über das Verhältnis des Barock zur Kunst der Renaissance tritt in Erinnerung, wenn Freud bemerkt, die Sprache der Zwangsneurose sei „gleichsam nur ein Dialekt der hysterischen Sprache".

Das sind bereits Beispiele ausgeführterer Vergleiche, auf die man gleichfalls auf Schritt und Tritt stößt. Die „Vorlesungen" exzellieren in solchen Parallelen, die sich auf zwei oder drei Sätze erstrecken und aus unerschöpflichem Vorrat hingeworfen scheinen. Sie quellen aus Algebra und Astronomie, aus Medizin und Rechtspflege (dies besonders reichlich!) hervor, sie ernten aus den Künsten, aus Geschichte und aktuellen Ereignissen der Gegenwart. Freud fordert seine Hörer auf, sich in ein geschichtliches Kolleg statt eines psychologischen, in den Tatort eines Verbrechens, in ein chemisches Laboratorium, in eine Gerichtsverhandlung hineinzudenken und malt ihnen diese erdachten Situationen aus, sodaß sie sich in ihren Bänken gleichsam auf einem fliegenden Teppich befinden. Er erinnert sie vergleichend daran, daß für die Griechen ein Feldzug ohne Traumdeuter zuzeiten ebenso unmöglich gewesen sei wie heute ein Krieg ohne Fliegeraufklärer, daß es eine Zeit gab, in der es ebenso verboten war, menschliche Leichen zu zerlegen, wie es jetzt verpönt erscheine, Psychoanalyse zu üben. Aber auch die übrigen Werke treiben dieses bezaubernde Spiel der Phantasie. Vielbewundert jener Hinweis des Aufsatzes „Über Psychotherapie" auf Leonardos Unterscheidung der Plastik und der Malerei, die Freud auf das Verhältnis der analytischen zur hypnotischen Technik

ummünzt. In der „Geschichte einer infantilen Neurose“ leitet er ein Kapitel mit der Fabel von Eisbär und Walfisch ein, die nicht miteinander Krieg führen können, um seine Stellung zu den nichtanalytischen Psychologen zu illustrieren. „Die Zukunft einer Illusion“ führt aus: „Freilich sind die Menschen so, aber haben Sie sich gefragt, ob sie so sein müssen, ob ihre innerste Natur sie dazu nötigt? Kann der Anthropologe den Schädelindex eines Volkes angeben, das die Sitte pflegt, die Köpfchen seiner Kinder von früh an durch Bandagen zu deformieren?“ „Das Unbehagen in der Kultur“: die heutige Erziehung benehme sich in der psychologischen Orientierung der Jugend so, „als wenn man Leute, die auf eine Polarexpedition gehen, mit Sommerkleidern und Karten der oberitalischen Seen ausrüsten würde.“ Das sind Proben, aus denen die Qualität, aber noch nicht die Menge und Mannigfaltigkeit der Freudschen Vergleiche abzulesen ist.

Es sei den Psychoanalytikern überlassen, den jeweiligen Anteil des Unbewußten an diesen Gebilden zu eruieren. Er ist offensichtlich groß, denn auch dem Laien fällt auf, daß sie in der Mehrzahl Motive verwerten, die Freud selber als Sexualsymbole entlarvt hat: den Hut, das Wasser, den Strom, das Haus, das Teleskop — die Frage nach dem Material des seelischen Apparats sei der Psychologie so gleichgültig „wie der Optik die Frage, ob die Wände des Fernrohrs aus Metall oder aus Pappendeckel gemacht sind.“ In vielen andern Fällen liegt die Geheimtür zur tieferen Bedeutung verhüllter, aber doch erratbar zutage, und die für uns undurchsichtigen werden in der psychischen Konstellation des Entstehungsaugenblicks verwurzelt sein. Besonders zahlreich und schön sind noch die strategischen Vergleiche, deren Sexualcharakter die Psychoanalyse gleichfalls betont hat: die Bilder von der Besatzung in der eroberten Stadt, von der Armee in Feindesland, von Front und Etappe, in denen, äußerlich gesehen, Erinnerungen an die Kriegsjahre weiterleben.

Eine gleich bedeutungsvolle Folie haben gewiß auch die Angehörigen der dritten Gruppe: die reinen Gleichnisse, die Freud an vielen Stellen mit erzählerischem Behagen einschaltet. Es sind anekdotisch oder novellistisch ausgeführte Ruhepunkte im anstrengenden Fluß seiner Untersuchungen, die hier wegen ihres Umfangs nur erwähnt, nicht wiedergegeben werden sollen. In der „Psychopathologie des Alltagslebens“

wird der Vorgang des Namenvergessens durch die spannende Schilderung eines Raubüberfalls ins Licht gesetzt, und es sind namentlich die Schriften der Kriegs- und Nachkriegszeit, die diese reizvolle erzählerische Sitte pflegen. Es ließe sich aus ihnen eine farbig sprühende „Vorschule der Psychoanalyse" zusammenstellen. Ein merkwürdiges und durch seine allegorische Ausmalung vereinzeltes Stück für dieses Brevier wäre jene Darstellung in dem Aufsatz „Die Widerstände gegen die Psychoanalyse", wo die menschliche Kultur als Herrscherin auf einem von gefesselten Sklaven getragenen Thron geschildert wird.

Auch unter diesen Vergleichen und Gleichnissen gibt es solche, die wiederkehren dürfen, die Freud besonders zu lieben scheint. Das Wort der „Vorlesungen" von den Symptomen der Zwangsneurosen, die den Kranken selbst den Eindruck machten, „als wären sie übergewaltige Gäste aus einer fremden Welt, Unsterbliche, die sich in das Gewühl der Sterblichen gemengt haben", taucht schlichter gewandet in seinem neuesten Buche (am Beginn des vierten Kapitels) wieder auf. Auch das phonetische Beispiel von a und b, die zur Silbe ab verschmelzen, ist mehrfach anzutreffen, und die vielen Wassergleichnisse sind da noch einmal als Variationen eines Urthemas aufzuführen. Die Hingabe, die Freud diesen dichterischen Einsprengseln gönnt, ist auf andere Art auch der sechsseitigen „Notiz über den ‚Wunderblock'" anzusehen: er hat es sich dort als impulsiver Gestalter nicht versagt, einen neu lancierten Warenhausartikel zu beschreiben und erfreut zur symbolischen Veranschaulichung des seelischen Apparats, wie er ihn auffaßt, zu gebrauchen.

Das schönste Gleichnis aber, das er gefunden hat, kommt auch an unzähligen Stellen vor und sendet seinen Lichtstrahl in alle diese Schichten der metaphorischen Redeweise. Man kann es werden, wachsen und sich vollenden sehen. Es ist das archäologische. Durch das „Unbehagen in der Kultur" ist eine seiner reichsten Ausführungen in frischer Erinnerung. Freud bittet hier zu Beginn den Leser, dem er eine Vorstellung vom Aufbau der menschlichen Seele geben will, sich die mehrtausendjährige Entwicklung Roms vor Augen zu halten. Er schildert die bauliche Geschichte der Stadt, ihre Umgestaltungen und Wachstumsphasen, und macht die „phantastische Annahme", daß die ewige Stadt nicht eine Wohnstätte, sondern ein psychisches Wesen sei:

alles, was da einmal stand, sei noch vorhanden, rage durch- und ineinander empor, Tempel und Paläste, Etruskisches, Päpstliches und Modernes. „Es hat offenbar keinen Sinn", fährt er fort, „diese Phantasie weiter auszuspinnen, sie führt zu Unvorstellbarem .. Unser Versuch scheint eine müßige Spielerei zu sein; er hat nur eine Rechtfertigung; er zeigt uns, wie weit wir davon entfernt sind, die Eigentümlichkeiten des seelischen Lebens durch anschauliche Darstellung zu bewältigen."

Aber offenbar kommt dieses Symbol für sein Gefühl der Wahrheit sehr nahe. Im „Bruchstück einer Hysterie-Analyse" finden sich die Sätze: „Angesichts der Unvollständigkeit meiner analytischen Ergebnisse blieb mir nichts übrig, als dem Beispiel jener Forscher zu folgen, welche so glücklich sind, die unschätzbaren wenn auch verstümmelten Reste des Altertums aus langer Begrabenheit an den Tag zu bringen. Ich habe das Unvollständige nach den besten mir von anderen Analysen her bekannten Mustern ergänzt, aber ebensowenig wie ein gewissenhafter Archäologe in jedem Falle anzugeben versäumt, wo meine Konstruktion an das Authentische ansetzt." In der „Zukunft einer Illusion" tritt das Motiv in noch einfacherer Fassung auf. „Archäologische Interessen sind ja recht lobenswert, aber man stellt keine Ausgrabungen an, wenn man durch sie die Wohnstätten der Lebenden untergräbt, so daß sie einstürzen und die Menschen unter ihren Trümmern verschütten. Die religiösen Lehren sind kein Gegenstand, über den man klügeln kann wie über einen beliebigen anderen." Die „Studien über Hysterie" gebrauchen das Bild noch in der ihnen eigentümlichen kommentierenden Gestalt. „So gelangte ich .. zu einem Verfahren der schichtweisen Ausräumung des pathogenen psychischen Materials, welches wir gerne mit der Technik der Ausgrabung einer verschütteten Stadt zu vergleichen pflegten."

Ganz nahe bei diesem frühesten Standort des Gleichnisses, nur wenige Seiten entfernt, trifft man auf das erste Exemplar der aus verwandten Vorstellungen aufgeblühten Metaphern, deren unscheinbarere Kelche zahlreich über die folgenden Werke verstreut sind: „Mit dieser ersten Erwähnung des jungen Mannes war ein neuer Schacht eröffnet, dessen Inhalt ich nun allmählich herausbeförderte" . . . Unter diesen Metaphern aber steht der in verschiedenen Schattierungen spielende Ausdruck

obenan, den Freud für die frühe Jugend des Menschen verwendet. Er nennt sie „die prähistorischen Jahre eines Kindes", „die kindliche Urzeit", und diese unvergleichlich schöne Wendung ist ihrerseits in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" wieder im Moment der Entstehung und Einführung zu beobachten: „Ich meine nun, daß die infantile Amnesie, die für jeden einzelnen seine Kindheit zu einer gleichsam prähistorischen Vorzeit macht und ihm die Anfänge seines eigenen Geschlechtslebens verdeckt" ... Wer es hier noch nicht herausgehört hat, kann aus gewissen Beispielen und persönlich gefärbten Bemerkungen in der „Traumdeutung" erfahren, welches Interesse Freud den Gegenständen der Archäologie entgegenbringt. Er träumt von italienischen Museen und Ruinen, er sammelt Antiquitäten. Er ist sich ohne Zweifel auch über den latenten Sinn dieser Neigung im klaren. Für uns taucht auf der Ebene des Privaten die Genealogie dieser Symbolik ins Unterirdische hinab. Wir werden vermuten, daß hier, wenn irgendwo, eine Urphantasie vergraben liegt, die so beharrlich ihre Regungen in die Sprache hinaufsendet.

Wir werden aber auch das Gefühl nicht abweisen, daß wir hier im Bilde den tiefsinnigsten Ausdruck für das Wesen dieses Autors vor uns haben. Diese Sehnsucht nach dem Verschütteten, die Liebe zu den Orten, wo es ans Tageslicht gefördert liegt, und die Verehrung für die Forscher, die sich der Leidenschaft solchen Grabens und Findens verschrieben haben, sagt über Freud selber aus. Er ist dieser Gräber, in einem sehr viel schwierigeren Bereich. Er steigt ins nahezu Unfaßbare hinab, mit der Lampe der Sinnlichkeit in den Händen. Es ist oft kaum zu glauben, wie sicher er in der Finsternis seiner Gewölbe hantiert, und unvergeßlich, wie er das Namenlose, Furchtbare durch die Scheibe des Gleichnisses mit einem Schein aus der vertrauten Tagwelt anleuchtet. In dieser ungeheuer entlegenen Tiefe der Seele gibt er allem einen Schimmer von Farbe und Gestalt, der das Begreifen ermöglicht, ohne den Schauder zu verscheuchen. Vielleicht ist dies das Geheimnis seiner Wirksamkeit, daß er dazu bestimmt ist, in zwei Welten zu hausen, in die mütterliche Unterwelt den oberirdischen Vernunftglanz und in den hellen Tag die schwere Düsternis der Tiefe auszubreiten. Er trägt das wärmende Gleichnis ins Begriffliche und die verzehrende Abstraktion in die Realität. Seine Meisterschaft über die Sprache und

der dichterische Grundzug dieser Souveränität, den wir vielleicht gegen seinen Willen wahrgenommen haben, lassen die Macht erkennen, die ihn oben, unter den Menschen, in der immerjungen Spannung der Gegenwart erhält, während er Verschollenes vom Meeresboden hebt: neben dem Fanatismus der Analyse den Willen zur Synthese.

7.

Zwei Meisterwerke des Vierzigjährigen und des Sechzigjährigen fassen repräsentativ die Elemente dieser Darstellungskunst zusammen: die „Traumdeutung" und die „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse". Sie gehören als originale sprachliche Gestaltungen dem modernen deutschen Schrifttum an. In der „Traumdeutung" hat Freud, literarisch gesprochen, vor allem seine Lust am Erzählen ausgelebt, wozu ihm die vielen Beispiele und ihre Ausdeutungen Gelegenheit gaben. Man kann es nicht vergessen, wie er diese Paradigmen vorzeigt: wie kostbare Stücke einer Liebhabersammlung, mit der Wortkargheit dessen, der ihres Wertes sicher ist, auch wenn sie dem Beschauer nicht gefallen sollten, und nur etwa eine Bemerkung über ihre äußere Geschichte einfließen läßt. Gleich die Überschrift, unter der er das erste behandelt, schafft diese spannungsreiche Stimmung: „Analyse eines Traummusters". Ein „Traummuster", sagt er — das ist wieder eines dieser nüchtern-wundervollen Komposita, bei dem man einen Augenblick an einen märchenhaften Teppich denkt. Erst die Erzählung des Traumgeschehens, knapp und kühn, als Stenogramm notiert und äußerste Präzision erstrebend; dann sogleich die Anstrengung für den gehabten Genuß: eine rigorose Folge von Zurückführungen, kühlen Zerstörungsmaßnahmen, von Hinweisen auf früher oder später. Dieser Wechsel vollzieht sich immer neu und inhaltlich anders, er bedingt die Komposition des Werkes.

Es hat etwas Beispielloses, wie Freud hier eine kaum mehr wirkliche Materie anfaßt, wie er die überzarten nächtigen Gespinste, die sich nicht berühren lassen, ohne Schaden zu nehmen, erfahren auseinanderfaltet und überprüft. Er zeigt ein ganz ungemeines Vermögen, dieses Magische, ungewiß Schwebende der Traumeindrücke in Worte zu bannen, scheinbar mühelos. „Ich sehe dann P. durchdringend an, unter

meinem Blicke wird er bleich, verschwommen, seine Augen werden krankhaft blau — und endlich löst er sich auf. Ich bin ungemein erfreut darüber, verstehe jetzt, daß auch Ernst Fleischl nur eine Erscheinung, ein Revenant war, und finde es ganz wohl möglich, daß eine solche Person nur so lange besteht, als man es mag, und daß sie durch den Wunsch des anderen beseitigt werden kann." Oder dieses: „Wegen irgendwelcher Vorgänge in der Stadt Rom ist es notwendig, die Kinder zu flüchten, was auch geschieht. Die Szene ist dann vor einem Tore, Doppeltor nach antiker Art (die Porta romana in Siena, wie ich noch im Traume weiß). Ich sitze auf dem Rand eines Brunnens und bin sehr betrübt, weine fast. Eine weibliche Person — Wärterin, Nonne — bringt die zwei Knaben heraus und übergibt sie dem Vater, der nicht ich bin. Der Ältere der beiden ist deutlich mein Ältester, das Gesicht des anderen sehe ich nicht; die Frau, die den Knaben bringt, verlangt zum Abschied einen Kuß von ihm. Sie zeichnet sich durch eine rote Nase aus. Der Knabe verweigert ihr den Kuß, sagt aber, ihr zum Abschied die Hand reichend: ‚Auf Geseres' und zu uns beiden (oder zu einem von uns): ‚Auf Ungeseres'. Ich habe die Idee, daß letzteres einen Vorzug bedeutet." Das ist wie Zauberei, vor der man spürt, daß man sie vergeblich versuchen würde. Die suggestive Gefühls- und Farbenglut dieser Stücke — der Traum vom „Frühstücksschiff" ist eines der schönsten — ist kaum je von einem Nachfolger wieder erreicht worden. Freud beschäftigt sich da mit Dingen, die vor ihm fast nur Dichter gefesselt haben.

Die „Traumdeutung" ist seine Selbstanalyse, die Hälfte der berichteten Träume stammt von ihm, und er ist durch dieses Verfahren, zu dem er sich um der wissenschaftlichen Zuverlässigkeit willen gezwungen sah, veranlaßt, viel Privates, ja Intimes von sich niederzuschreiben. Es ist ein noch nie erlebter Fall von Selbstporträtierung. Man lernt, immer nur in flüchtigen Notizen, Freud als Menschen kennen: seine Gewohnheiten, Liebhabereien und Berufssorgen, seinen Ehrgeiz, Professor zu werden, seine schriftstellerischen Pläne und Drangsale, seine Verehrung für große Gelehrte, seine Schwächen, aus deren Eingeständnis seine Vornehmheit fühlbar wird. Wie deutlich tritt auch das Wienerische zutage. Man erfährt, wo er in den Ferien war, was für Reisen er machte, daß seine sechs Kinder ihm alles sind, wie seine Praxis aus-

sieht, daß er gern und viel raucht, wie er sich über Kritiker ärgert und zu neuen Freunden kommt, man hört von seinen Söhnen im Krieg, von dem Lehrer, dem er am meisten zu danken hat, und von einer Narbe, die er sich als Kind schlug. Er zeigt sich als zärtlich besorgter Vater, als Knabe, Jüngling und junger Assistent. Wo das Sexuelle beginnt, bricht er ab, macht aber einige Ausnahmen. Man liest von familiären Angelegenheiten, von Verwandten in Amerika, von Personen, die er nicht leiden mag, man weiß ungefähr, wie er wohnt, daß er ein Nachtarbeiter und Langschläfer ist, daß er streitlustig sein kann, imstande ist, Kellner und Schaffner zu frozzeln. „Ein intimer Freund und ein gehaßter Feind waren mir immer notwendige Erfordernisse meines Gefühlslebens." Auch in andern Werken kommen solche Einzelheiten vor, aber hier (und in den Zusatzarbeiten zur Traumlehre) machen sie den Charakter des Ganzen aus. Sie fügen sich zu einem wirren, bunt krustierten Gewebe von Strichen, das aus der Distanz, innerlich zusammengehalten, zu einem einzigartigen Bildnis zusammentritt, geschaffen aus virtuosem Können und einem großen Bekennermut. Man sieht diesen Mann, ungeheuer lebendig, durch die Schleierfalten des Traums und die nüchternen Zwischenräume: wie er über die Treppe springt, immer zwei Stufen nehmend, oder wie er an einem heißen Sommerabend von der Vorlesung durch die Wiener Straßen nachhause geht, müde und mißgestimmt, voll Ekel über seinen Beruf und mit Sehnsucht nach den Kindern, nach der Schönheit Italiens; ein aufdringlicher Hörer hängt sich ihm an, er entrinnt ihm unglücklich und blättert vor dem Schlafengehen im Rabelais und in Meyers „Leiden eines Knaben" . . .

Obschon gerade die „Traumdeutung" sich dem Leser gegenüber spröde, schwierig verhält, ist es doch unmöglich, das ästhetische Entzücken über diese visionäre Gegenständlichkeit zu unterdrücken. Es ist auch kein Zweifel, daß sie auf viele zeitgenössische Künstler einen tiefen Eindruck geübt hat. Man lese nur in Franz Kafkas Roman „Der Prozeß" das Kapitel „Im Dom", um die Stellung dieses Buches innerhalb der modernen Dichtung zu ermessen. Denn jene mystisch-phantastische Szene ist nicht nur später als die „Traumdeutung" entstanden, sondern ist auf ersichtliche Weise abhängig von ihr. Sicher ist Freuds Werk überhaupt, jenseits von zeitgenössischen Strömungen der Litera-

tur, von künstlerischer Ambition, eines der denkwürdigsten Dokumente unseres Schrifttums, der modernen Autobiographie. Die nie gesehenen Überschneidungen dieses Selbstbildnisses entstammen einem neuen Raum- und Zeitgefühl, enthalten eine schonungslose Tiefe der seelischen Relationen, und es ist wohl denkbar, daß man es dereinst etwa neben gewissen Porträts Kokoschkas sehen wird, die in einer benachbarten Atmosphäre entstanden sind. Die Studie über Leonardo enthält einen Passus über das Wesen der Biographie, der den psychologischen Hintergrund zu diesem Gemälde eröffnet, und auch die „Vorlesungen“ sprechen wissend von der Diskretion der großen Männer und der Verlogenheit ihrer Biographen, die für gewöhnlich den Blick in die Wahrheit der Seele verwehren — hier ist er unverwehrt, und man tut ihn nicht ohne verwandelnde Erschütterung.

Die „Vorlesungen“ bieten ein gänzlich anderes Bild. Ihre Sprache ist die reinste, reifste, die Freud in seinen größeren Werken geschrieben hat. Ein Hauch von Heiterkeit, von unbesorgter Überfülle, von improvisatorischer Leichte liegt auf diesem Buche, das auf jeder Seite das Glück des rednerischen Augenblicks auszukosten scheint. Wie gewinnend, offen weiß Freud seine Zuhörer einzufangen, wie genußreich versteht er ihnen jede Stunde zu machen. Ein klassisches Werk moderner deutscher Prosa, eine köstliche Frucht der Meisterschaft. Er läßt kein Register seiner Darstellungsgabe unbenützt, er geudet mit ihrem Glanz. Auch hier bringt er, so oft er einen neuen Gegenstand hervorzieht, zuerst Einwände, Bedenken, Hindernisse vor, die es eigentlich ratsam erscheinen lassen, auf die Behandlung des Themas zu verzichten. Desto lichter entwickelt er gleich darauf seine Ansichten und Resultate. Wie kreist er unter dem Titel „Schwierigkeiten und erste Annäherungen“ das Wesen des Traumes ein! Wie entrollt er Krankheitsbilder, etwa das der Zwangsneurose! Er läßt sich auf imaginierte Dispute mit den Hörern ein, geht in zweistimmiges Gespräch über; er sagt: „Ich biete Ihnen ein vorläufiges Kompromiß an auf Grund des Gleichnisses vom Richter und vom Angeklagten. Sie sollen mir zugeben, daß der Sinn einer Fehlleistung keinen Zweifel zuläßt, wenn der Analysierte ihn selbst zugibt. Ich will Ihnen dafür zugestehen, daß ein direkter Beweis des vermuteten Sinnes nicht zu erreichen ist, wenn der Analysierte die Auskunft verweigert . .“ Er rückt plötzlich

mit der Anrede heraus: „Meine Herren! Ich muß jetzt die Frage aufwerfen, ist Ihnen das, was ich Ihnen sage, nicht zu dunkel und kompliziert? Verwirre ich Sie nicht dadurch, daß ich so oft zurücknehme und einschränke, Gedankengänge anspinne und dann fallen lasse? Es sollte mir leid tun, wenn es so wäre. Ich habe aber eine starke Abneigung gegen Vereinfachungen auf Kosten der Wahrheitstreue, habe nichts dagegen, wenn Sie den vollen Eindruck von der Vielseitigkeit und Verwobenheit des Gegenstandes empfangen, und denke mir auch, es ist kein Schaden dabei, wenn ich Ihnen zu jedem Punkte mehr sage, als Sie augenblicklich verwerten können. Ich weiß doch, daß jeder Hörer und Leser das ihm Dargebotene in Gedanken zurichtet, verkürzt, vereinfacht und herauszieht, was er behalten möchte." Den ersten Kurs schließt er mit den überraschenden Sätzen: „Sie haben recht, das ist auffällig und fordert eine Erklärung. Aber ich werde sie Ihnen nicht geben, sondern Sie langsam zu den Zusammenhängen hinführen, aus denen sich Ihnen die Erklärung ohne mein Dazutun aufdrängen wird."

Er hat jeden Augenblick einen andern rhetorischen Einfall, der Spannung weckt und dem Verständnis dient. Sein Vortrag ist gesättigt und doch voll Anmut, ernst und doch froh, überladen mit Stoff und dennoch federleicht. Er ist ganz und gar sachlich gebunden und zugleich überwältigend persönlich, er kommt mit dem Daumen in der Westentasche daher und ist ganz Autorität. Wie ruft Freud da wieder Gestalten, Schicksale herbei! „Einst war ich als Gast bei einem jungverheirateten Paare und hörte die junge Frau lachend ihr letztes Erlebnis erzählen, wie sie am Tage nach der Rückkehr von der Reise wieder ihre ledige Schwester aufgesucht habe, um mit ihr, wie in früheren Zeiten, Einkäufe zu machen, während der Ehemann seinen Geschäften nachging. Plötzlich sei ihr ein Herr auf der anderen Seite der Straße aufgefallen und sie habe, ihre Schwester anstoßend, gerufen: Schau, dort geht ja der Herr L. Sie hatte vergessen, daß dieser Herr seit einigen Wochen ihr Ehegemahl war. Mich schauerte bei dieser Erzählung, aber ich getraute mich der Folgerung nicht. Die kleine Geschichte fiel mir erst Jahre später wieder ein, nachdem diese Ehe den unglücklichsten Ausgang genommen hatte."

Auch hier das Auftauchen und Verschwinden der kasuistischen

Figuren, die Blüte des Gleichnisses, der warme Strom der Anschaulichkeit. In ihm spiegelt sich auch ein Bekenntnis des Forschers Freud, aus dem sein Sinn für die irrationalen Faktoren aufleuchtet. „Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß eine Wissenschaft aus lauter streng bewiesenen Lehrsätzen besteht, und ein Unrecht, solches zu fordern. Diese Forderung erhebt nur ein autoritätsüchtiges Gemüt, welches das Bedürfnis hat, seinen religiösen Katechismus durch einen anderen, wenn auch wissenschaftlichen, zu ersetzen.“ Es gibt da Partien, wo dieser Stil, ohne seine sparsame Schlichtheit zu verlieren, leise von seinem Melos trunken weiterfließt, wie aus Glück darüber, daß er das Schwerste in vollendeter Klarheit zu sagen weiß. Man höre auch davon eine Probe, eine Ausführung über den Schlaf: „Unser Verhältnis zur Welt, in die wir so ungern gekommen sind, scheint es mit sich zu bringen, daß wir sie nicht ohne Unterbrechung aushalten. Wir ziehen uns darum zeitweise in den vorweltlichen Zustand zurück, in die Mutterleibsexistenz also. Wir schaffen uns wenigstens ganz ähnliche Verhältnisse, wie sie damals bestanden: warm, dunkel und reizlos. Einige von uns rollen sich noch zu einem engen Paket zusammen und nehmen zum Schlafen eine ähnliche Körperhaltung wie im Mutterleibe ein. Es sieht so aus, als hätte die Welt auch uns Erwachsene nicht ganz, nur zu zwei Dritteilen; zu einem Drittel sind wir überhaupt noch ungeboren. Jedes Erwachen am Morgen ist dann wie eine neue Geburt. Wir sprechen auch vom Zustand nach dem Schlaf mit den Worten: wir sind wie neugeboren, wobei wir über das Allgemeingefühl des Neugeborenen eine wahrscheinlich sehr falsche Voraussetzung machen. Es ist anzunehmen, daß dieser sich vielmehr sehr unbehaglich fühlt.“

Was ist das für ein Reden! Wissen, das an Allwissen grenzt, getragen von einem nie erlöschenden Interesse an den Erscheinungen des Lebens. Ein großer Dichter könnte dies geschrieben haben. Aber es stammt von einem Verfechter der reinen Vernunft, dem im Adel dieser Sprache, im Kontur dieser rein gestalteten Materie der endgültige Ausdruck seiner Verbundenheit mit der Mitwelt zugefallen ist.

8.

Von diesen „Vorlesungen“ führt der Weg zur Publizistik des alternden und des greisen Freud, zum Verfasser der rückschauenden, der aktuellen und kulturpsychologischen Broschüren. Er erhebt in ihnen ein drittes Antlitz, das zeitgemäße, und man findet in ihm alle frühere Kraft, das gebändigte Feuer der forschenden Hauptwerke wieder, aber noch viel anderes dazu. Er ist nun das beinah sagenhafte Haupt einer weltumfassenden Schule; er braucht nicht mehr alles selber zu leisten, sondern darf sich auf Anregungen, Ergänzungen, Interventionen beschränken. Er gibt Anstöße, die von den Mitarbeitern aufgenommen werden; er redet zu diesem bestimmten, aber sehr weiten, in vielen Sprachen redenden und um zahlreiche Zeitschriften und Lehrinstitute gruppierten Kreis, dem seine Abhandlungen als Enzykliken zugedacht sind („Zur Einführung des Narzißmus“, „Das Ich und das Es“, „Hemmung, Symptom und Angst“ und anderes). Wie weit liegen die für Fachblätter verfaßten Arbeiten zurück, mit denen er debütierte, wie weit aber auch die großen, in der Einsamkeit entstandenen Werke der Manneszeit. Er mehrt und sichert nun einen geistigen Besitz, der nur noch an den Rändern umstritten ist, der als Redensart und Schlagwort in der Luft liegt, sodaß jeder Zeitungsschreiber sich etwas über ihren Urheber zu sagen getraut, ohne je ein Werk Freuds in der Hand gehalten zu haben. Aber er bleibt auch auf dieser Grenze seiner Herrschaft nicht stehen; er begibt sich mit jugendlicher Initiative aus dem Bann der Schule in die Öffentlichkeit hinaus, um ihr seine Resultate dicht unter die ratlos oder feindlich schweifenden Augen zu legen.

Dieser Gang ins Weite hat etwas Dämonisches und zeigt am schönsten Freuds angeborenen schriftstellerischen Trieb. Denn in diesen für das allgemeine Publikum geschriebenen Traktaten ist er genötigt, noch einmal von vorn anzufangen, wenngleich mit verkürzter Route und mit dem fest gegründeten System der Lehre im Hintergrund. Er kann nicht damit rechnen, daß seine neuen Leser von jenen Ergebnissen etwas wissen, und verzichtet auch ganz auf diese Voraussetzung. Er läßt alle Insignien seiner wissenschaftlichen Würde zuhause und verläßt sich, indem er sich in die breite Masse der Zeitgenossen hinein-

begibt, auf nichts als auf den gesunden Menschenverstand, den eigenen und den der andern. Er geht also in umgekehrter Richtung vor: von der Beschreibung der allbekannten Zeiterscheinungen zu ihrer psychologischen Grundlage und Erklärung.

Dieser veränderten Haltung entspricht ein neues formales Prinzip, der Dialog. Er ist schon früher andeutungsweise verwendet, aber seit den „Vorlesungen" entwickelt er sich in immer reicherer Nüancierung. „Die Frage der Laienanalyse" zeigt diese sokratische Zwiesprache wohl am schönsten. Hier hat sich Freud „einen unserer hohen Funktionäre . ., mit dem ich selbst ein Gespräch über die Causa Reik geführt und dem ich dann, wie er gewünscht, ein privates Gutachten darüber überreicht hatte", zur Figur des „Unparteiischen" umgeschaffen, und es wäre genauerer Betrachtung wert, wie er diesen Partner im Verlauf der Unterhaltung mit lebendigen Zügen ausstattet, immer greifbarer werden läßt, obschon er dauernd in der zweiten Ebene bleibt, und raffiniert genug ist, ihn zuletzt nicht in den Boden hineinzudisputieren, sondern die Aussprache ungewiß enden zu lassen. Er nimmt also jetzt den Leser geradezu in das Buch herein, er fragt: „Bin ich noch verständlich?" und eröffnet (in der „Zukunft einer Illusion") ein neues Kapitel mit der erfrischenden Überlegung: „Eine Untersuchung, die ungestört fortschreitet wie ein Monolog, ist nicht ganz ungefährlich. Man gibt zu leicht der Versuchung nach, Gedanken zur Seite zu schieben, die sie unterbrechen wollen, und tauscht dafür ein Gefühl von Unsicherheit ein, das man am Ende durch allzu große Entschiedenheit übertönen will. Ich stelle mir also einen Gegner vor, der meine Ausführungen mit Mißtrauen verfolgt, und lasse ihn von Stelle zu Stelle zu Worte kommen." Es ist nicht schwer, als die Heimat auch dieses Elements die Situation der Sprechstunde zu erkennen.

Die innere Sicherheit dieser Spätjahre tritt aus der Vorliebe für eine gewisse Art von Definitionen hervor, die mit ihrer Absichtslosigkeit die Schärfe des Sehens verschleiern, aus der sie entstanden sind. „Wir heißen also einen Glauben eine Illusion, wenn sich in seiner Motivierung die Wunscherfüllung vordrängt." „Zum Zauber gehört unbedingt die Schnelligkeit, man möchte sagen: Plötzlichkeit des Erfolges." „Deuten heißt einen verborgenen Sinn finden." Auch hier die glanzvolle Häufung: „Angst bezeichnet einen gewissen Zustand wie Erwartung der Gefahr

und Vorbereitung auf dieselbe, mag sie auch eine unbekannte sein; Furcht verlangt ein bestimmtes Objekt, vor dem man sich fürchtet; Schreck aber benennt den Zustand, in den man gerät, wenn man in Gefahr kommt, ohne auf sie vorbereitet zu sein, betont das Moment der Überraschung.“ Die Diktion gewinnt einen legèren, bei aller Gemessenheit locker-mondänen Tonfall; dafür ist besonders die (schon zuvor gelegentlich geübte) Gewohnheit verantwortlich, indirekte Rede im Indikativ vorzubringen und überhaupt die Alltagssprache anzutönen. So etwa: „Sie erklärt, sie kann kein Geld von mir nehmen.“ „Aber wenn das menschliche Schuldgefühl auf die Tötung des Urvaters zurückgeht, das war doch ein Fall von ‚Reue‘ ...?“ „Wir sagen uns, es wäre ja sehr schön, wenn es einen Gott gäbe als Weltenschöpfer und gütige Vorsehung, eine sittliche Weltordnung und ein jenseitiges Leben, aber es ist doch sehr auffällig, daß dies alles so ist, wie wir es uns wünschen müssen.“ „Wir“ — sagt Freud jetzt immer, „wir müssen es ohne Klage hinnehmen ..“; diese Form hat sich an die Stelle des „Ich“ in den früheren Jahrzehnten gesetzt und bringt eine werbende Kameradschaftlichkeit, eine Solidarität des Menschlichen herein, die ja gerade das Ziel ist, das diese jüngsten Schriften propagieren. Ihr Autor identifiziert sich mit den Lesern, er macht mit ihnen gemeinsame Sache gegen die Schwierigkeit gewisser Probleme und gegen die Mächte der Dummheit und des Bösen, die sie verfälschen wollen. Er steht ohne Pose, aber desto überlegener da. Er ist jetzt imstande, an seinen Gedankengängen selber „mit einer gewissen wohlwollenden Neugierde“ teilzunehmen. Er läßt Unvorhergesehenem einen gewissen Raum, läßt allerlei durchblicken, man liest zwischen den Zeilen. Aber er hat nie den gerissenen, in sich selbst verliebten Literatenton, den Leerlauf der formalistisch-nichtssagenden Seiten. Er ist immer der Wissenschafter, der um eines bestimmten Zweckes willen zur Feder greift. Es redet eine tiefe, menschlich ratende Stimme, die es sich vorgenommen hat, den Geltungsbereich der Vernunft um einen Fußbreit zu erweitern, und die sich keine Illusionen darüber macht, welche Hindernisse diesem Unterfangen im Wege stehen. Die letzten Dinge sind immer einfacher Natur.

In jeder dieser Schriften kommt einem, wenn man sie aufschlägt, mit dem ersten Satz die Schwingung der Notwendigkeit, des Nicht-

anderskönnens entgegen. Man kann an ihnen die Kriterien der geistigen Sendung kennen lernen; Alfred Döblin hob dies in seiner Rede auf den Siebzigjährigen mit den Worten hervor: „Hier spricht einer, der etwas zu sagen hat." Bei aller Gelöstheit sind diese Texte zum Staunen dicht gefügt; man denkt an keinen Abschluß, auch wenn auf der nächsten Seite nur noch zehn Zeilen stehen. Schon das Satzbild zeigt den innerlich steten, gesetzhaften Fluß. Nirgends eine Spur von impressionistischer Fahrigkeit, so locker und leicht die Diktion fortzuschreiten versteht. Sie liegt in einer vollendeten Schwebe zwischen Tiefsinn und Heiterkeit, zwischen dem Persönlichen und dem Objektiven.

Da erscheinen dann jene einfach-gewaltigen Aussagen wie dieses Totentanzwort: „Der eigene Tod ist ja auch unvorstellbar, und so oft wir den Versuch dazu machen, können wir bemerken, daß wir eigentlich als Zuschauer weiter dabei bleiben." Oder wie jene monologischen Sätze in „Hemmung, Symptom und Angst" (am Schluß des zweiten Kapitels), aus deren unwiderruflichem Gefüge ein herrlicher Wille redet. „Ich bin überhaupt nicht für die Fabrikation von Weltanschauungen. Die überlasse man den Philosophen, die eingestandenermaßen die Lebensreise ohne einen solchen Baedeker, der über alles Auskunft gibt, nicht ausführbar finden. Nehmen wir demütig die Verachtung auf uns, mit der die Philosophen vom Standpunkt ihrer höheren Bedürftigkeit auf uns herabschauen. Da auch wir unseren narzißtischen Stolz nicht verleugnen können, wollen wir unseren Trost in der Erwägung suchen, daß alle diese ‚Lebensführer' rasch veralten, daß es gerade unsere kurzsichtig beschränkte Kleinarbeit ist, welche deren Neuauflagen notwendig macht, und daß selbst die modernsten dieser Baedeker Versuche sind, den alten, so bequemen und so vollständigen Katechismus zu ersetzen. Wir wissen genau, wie wenig Licht die Wissenschaft bisher über die Rätsel dieser Welt verbreiten konnte; alles Poltern der Philosophen kann daran nichts ändern, nur geduldige Fortsetzung der Arbeit, die alles der einen Forderung nach Gewißheit unterordnet, kann langsam Wandel schaffen. Wenn der Wanderer in der Dunkelheit singt, verleugnet er seine Ängstlichkeit, aber er sieht darum um nichts heller."

In einer Abhandlung von 1925 stehen die Sätze: „Die ‚Traum-

deutung‘ und das ‚Bruchstück einer Hysterie-Analyse‘ (der Fall Dora) sind, wenn nicht durch neun Jahre nach dem Horazischen Rezept, so doch durch vier bis fünf Jahre von mir unterdrückt worden, ehe ich sie der Öffentlichkeit preisgab. Aber damals dehnte sich die Zeit unabsehbar vor mir aus — *oceans of time,* wie ein liebenswürdiger Dichter sagt — und das Material strömte mir so reichlich zu, daß ich mich der Erfahrungen kaum erwehren konnte. Auch war ich der einzige Arbeiter auf einem neuen Gebiet, meine Zurückhaltung brachte mir keine Gefahr und anderen keinen Schaden. Das ist nun alles anders geworden. Die Zeit vor mir ist begrenzt, sie wird nicht mehr vollständig von der Arbeit ausgenützt ... Auch ist alles bereits abgeschöpft, was an der Oberfläche dahintrieb; das übrige muß in langsamer Bemühung aus der Tiefe geholt werden.“ Man hört aus diesen Worten den großen epischen Zug, zu dem die Darstellungsfreude sich geklärt hat. In ihnen lebt die letzte Haltung des Greises, der „sicher ist, bald jeder Gunst und Mißgunst entrückt zu werden“. Er übersieht ein ungeheures Leben mit durchdringender Klarheit. „Nach 41jähriger ärztlicher Tätigkeit sagt mir meine Selbsterkenntnis, ich sei eigentlich kein richtiger Arzt gewesen ... mein Lebenstriumph liegt darin, daß ich nach großem Umweg die anfängliche Richtung wieder gefunden habe.“

„Die Zukunft einer Illusion“, „Das Unbehagen in der Kultur“ sind gesättigt von dieser monumentalen Ruhe und Fülle der Todesnähe. Man steht ergriffen vor ihnen, weil man den Lebensbogen erkennt, der sich hinter ihnen erhebt, und weil man es wie zum ersten Mal erfaßt, was es denn eigentlich bedeutet, daß ein menschliches Dasein allein durch das Wort das Verwehen der Jahre zu überdauern vermag. Es ist das Bild der schon halb von der Erde befreiten Stufe, wo Freud das Gefühl des „Weges“ in einen kristallisch durchsichtigen Aufbau seiner Schriften umsetzt, wo er tief in die eigene und in die menschliche Vorzeit zurückblickt, wo er aus der Vogelschau spottet und phrasenlos die Grenze seines Wissens eingesteht, fast aufdringlich hervorhebt. „Ich habe bei keiner Arbeit so stark die Empfindung gehabt wie diesmal, daß ich allgemein Bekanntes darstelle, Papier und Tinte, in weiterer Folge Setzerarbeit und Druckerschwärze aufbiete, um eigentlich selbstverständliche Dinge zu erzählen.“ In dieser Zeit bettet er

kleine Beiträge, zu denen er sich als berühmter Mann bewegen läßt, in eine wunderschön karge Szenerie, ist ihm aber auch kein Kulturphänomen so schwierig zusammengesetzt, daß er es nicht wie im Spiel, in einem glücklichen, makroskopischen Schildern bewältigte. Er typisiert. Er steigert alles ins zeitlos Anonyme.

Das Juwel dieser Altersschriften sind die zwei Aufsätze „Zeitgemäßes über Krieg und Tod", in denen Freud am Beginn des Weltkriegs zu der heimgesuchten Nation gesprochen hat. Gefaßte Erschütterung bebt in diesen Seiten, die sein Verantwortungsgefühl als Forscher und Autor dokumentieren und in denen er ein einziges Mal in feierlichem Pathos spricht. Es ist ein Pathos, das an den Ton des alten Goethe erinnert und aus dem sichtbarer als irgendwo die sprachliche Größe hervorgeht, die ihm zu Gebote steht. „Vertrauend auf diese Einigung der Kulturvölker haben ungezählte Menschen ihren Wohnort in der Heimat gegen den Aufenthalt in der Fremde eingetauscht und ihre Existenz an die Verkehrsbeziehungen zwischen den befreundeten Völkern geknüpft. Wen aber die Not des Lebens nicht ständig an die nämliche Stelle bannte, der konnte sich aus allen Vorzügen und Reizen der Kulturländer ein neues größeres Vaterland zusammensetzen, in dem er sich ungehemmt und unverdächtigt erging. Er genoß so das blaue und das graue Meer, die Schönheit der Schneeberge und die der grünen Wiesenflächen, den Zauber des nordischen Waldes und die Pracht der südlichen Vegetation, die Stimmung der Landschaften, auf denen große historische Erinnerungen ruhen, und die Stille der unberührten Natur . . Unter den großen Denkern, Dichtern, Künstlern aller Nationen hatte er die ausgewählt, denen er das Beste zu schulden vermeinte, was ihm an Lebensgenuß und Lebensverständnis zugänglich geworden war, und sie den unsterblichen Alten in seiner Verehrung zugesellt wie den vertrauten Meistern seiner eigenen Zunge. Keiner von diesen Großen war ihm darum fremd erschienen, weil er in anderer Sprache geredet hatte, weder der unvergleichliche Ergründer der menschlichen Leidenschaften, noch der schönheitstrunkene Schwärmer oder der gewaltig drohende Prophet, der feinsinnige Spötter, und niemals warf er sich dabei vor, abtrünnig geworden zu sein der eigenen Nation und der geliebten Muttersprache."

In diesen Traktaten der vergangenen anderthalb Jahrzehnte, die sich

immer offenkundiger dem zeitgenössischen Europäer, nein: dem Menschen der Epoche nähern und die schon in ihrer äußeren Form etwas notwendig und schön Gewachsenes sind, spricht einer der interessantesten, vielseitigsten, dem Leben nächsten und deshalb bezwingendsten Autoren unseres heutigen Schrifttums. Sie sind der weiteste Saum eines groß geschichteten Lebenswerkes, die lockenden Stufen an seinem Fuß. In ihnen zittert die heroische Gesetzlichkeit aus, die seinen Riesenbau zusammenhält. Nichts an ihm ist überflüssig, jeder unscheinbarste Beitrag erfüllt eine Funktion, ist unersetzlich in das System der Lehre eingefügt. Es gibt von Freud keine schon zu Lebzeiten vergessenen Werke — wo ist der Schriftsteller, von dem sich dies heute sagen läßt. Er hat die grundlegenden unter ihnen stets wieder erweitert, umgestaltet, er feilt an ihnen noch immer für jede Neuauflage, denn er hat sie nicht aufs Geratewohl in die Zeit geworfen. Seine Könnerschaft steht ganz im Dienst einer Sache — welcher Anblick in einer Epoche der wachsenden Sinn- und Grundlosigkeit. Sie ist aber deshalb auch keine äußerliche Zutat, sie ist frei von der Zufälligkeit, die heute so viele entstellt, welche sich von Berufs wegen als Künstler aufspielen. Man kann den Zusammenhang nicht verkennen, der diesen Psychologen zu immer neuen Worten über das Wesen der Kunst verleitet hat. „Die Kunst bietet, wie wir längst gelernt haben, Ersatzbefriedigungen für die ältesten, immer noch am tiefsten empfundenen Kulturverzichte und wirkt darum wie nichts anderes aussöhnend mit den für sie gebrachten Opfern", heißt es noch in einem seiner jüngsten Essays. Auch Freud hat diese Opfer gebracht und gewiß auch ihre Aussöhnungen empfunden; er hat sich Mühen unterzogen, die jenseits seiner Erkenntnis verwurzelt waren, und damit Forderungen anerkannt, die immer nur Einer hören und verstehen wird: das Genie.

Freuds Sprache

Im Anschluß an den vorangegangenen Essay von Walter Muschg über „Freud als Schriftsteller“, der sich zum erstenmal eingehend und umfassend mit dem Problem der Freudschen Sprachkunst auseinandersetzt, wollen wir hier drei frühere Äußerungen über Freuds Sprache zitieren.

Hermann Hesse

schrieb in der „Neuen Rundschau“ in einer Besprechung der Freud-Gesamtausgabe:

„... Sein Werk überzeugt auch außerhalb der Gilde durch ganz hohe menschliche wie literarische Qualitäten. ... Der sorgfältige Forscher und klare Logiker Freud hat sich ein vorzügliches Instrument in seiner ganz intellektualistischen, aber prachtvoll scharfen, genau definierenden, gelegentlich auch kampf- und spottlustigen Sprache geschaffen.“

Hugo Ignotus

bezeichnet in einem Aufsatz „Freuds Sprache“ in der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ den Schöpfer der Psychoanalyse als „den größten deutschen Erzähler seit Gottfried Keller“ und fährt dann fort:

„... Wer einmal etwa eine Krankengeschichte Freuds gelesen hat oder gar die Darstellung der von ihm aus den Urresten der Menschheitsgeschichte herausgefolgerten Hordentragödie, aus welcher er Totem und Tabu entstehen läßt, der wird diese Wertung nicht für übertrieben halten. Mit Keller und den auserwähltesten Deutschen teilt Freud, wie nur die Franzosen, die Gabe, sich der Worte und jener syntaktischen Formen, die der noch unabgegriffenen ursprünglichen Bedeutung der Worte angebildet sind, in dieser ursprünglichen Bedeutung zu bedienen, sie damit aus der Ohnmacht der Gemeinplätzlichkeit weckend, ihnen zu neuer Kraft verhelfend. Er schreibt sparsam, aber nicht gedrängt, immer wesensgerecht und damit klar, — vergeudet keine Adjektiva, da doch das Hauptwort, wenn richtig gewählt, sich selbst voll zu enthalten hat, und häuft er zuweilen Zeitworte, dann immer, um alle Tätigkeiten des Subjekts zu erschöpfen und die Steigerung oder das Nacheinander der Phasen dieser Tätigkeiten oder ihr Entspringen aus einander zu versinnlichen. Sein Satz hat Hebung und Senkung und Ausklang, also Musik, die dem Ausdruck behilflich ist. Ein glücklichster Schöpfer von Fachausdrücken geht er selbst denen eigener Schöpfung aus dem Wege; er schreibt kein gelehrtes Kauderwelsch, er schreibt seine Bücher wie Briefe. Freilich haben bei ihm auch die Briefe, die kürzeste Postkartenmeldung, das Dankwort auf einer Visitenkarte die knappe Fülle eines römischen Epitaphs, die magische Gedrängtheit eines Bibelverses, — nur sind sie eben ohne Feier-

lichkeit, verfallen in keine Pose, sind nirgends auf einer Unaufrichtigkeit zu ertappen. Er muß in seinen Lehrjahren seinen Tacitus und seinen Luther wohl gelesen haben, aber das Klassische wie das Alttestamentarische verteilt sich bei ihm (wiederum wie bei den Franzosen, deren Schüler er ja in seinen Pariser Semestern war), bis es zum Anmutig-Geometrischen wird . . .

Von seiner Sprache gilt, was Luther vom Hebräischen sagt: es sei eine würdevolle, herrenhafte Sprache, im Worte einfach und gering, hinter dem aber viel stecke, so daß keine andere an sie heranreicht, — eine vermögende Sprache, die nicht bettelt und ihre eigene Farbe hat . . ."

Werner Achelis

widmet in seiner gedankenreichen philosophischen Abhandlung „Das Problem des Traumes" (Püttmann, Stuttgart 1928), auf die in dieser Zeitschrift (I. Jahrg., S. 80) bereits verwiesen worden ist, einen Exkurs dem Vergleich der Sprache Freuds mit jener Schopenhauers. Er schreibt u. a.:

„. . . Es gibt ein ganz eindeutiges Kriterium dafür, ob ein Mensch den archaischen Mächten als Bausteinen der Natur in sich begegnet ist und damit den Charakter des Weltgefüges überhaupt erkannt hat, und das ist die Sprache.

Das Geheimnis der Sprache Freuds ist ihre kartographische Richtigkeit, und man mag hier zum Vergleich die Sprache Schopenhauers heranziehen. Schopenhauer bewegt sich gemeinhin in einer strengen philosophischen Terminologie, die nur dem verständlich ist, der sich mit Hingebung in seine Philosophie versenkt. Schopenhauer steht zwar, da er ein Genie obersten Ranges ist, die ganze Erhabenheit, deren die menschliche Sprache fähig ist, zu Gebote, und er vermag in Engelszungen zu reden, wo ihn Erleuchtung überkommt; aber er weiß auch, daß man nicht versäumen darf, die Wahrheit der strengen Hut eines unerbittlich abstrakten terminologischen Gefüges anzuvertrauen; vor allem aber weiß er, daß es hier in keinem Falle einen ‚goldenen Mittelweg' gibt. In einer Sprache, die weder erhaben noch terminologisch gestrafft ist, wird niemals ein Denker über die Tiefen der Welt reden, und alle Popularphilosophie offenbart ihre Fälschernatur in der Mittelmäßigkeit ihrer Redeweise. Freud hatte den richtigen Takt, daß man über die Dinge, die er sah, und die er zu verantworten hatte, nicht anders als in der strengen Gebundenheit der Terminologie reden durfte, und daß die einzig erlaubte Gegenwehr gegen Mißdeutungen der Hinweis auf seine exaktesten und unzugänglichsten Schriften sein mußte . . ."

Wir Freud-Schüler

Von

Theodor Reik

I

Während die Fachgenossen nun — wenngleich mit Einschränkungen — die Bedeutung Freuds anerkennen, hat die Bezeichnung Freud-Schüler bei ihnen noch immer den Charakter eines Epitheton desornans. Ja — merkwürdig genug — die Anerkennung Freuds hat den Begriff diskreditieren geholfen. Freud-Schüler — das heißt noch immer eine seltsame Mischung von Fanatismus und Verstiegenheit, Abwegigkeit und intellektueller Verbohrtheit. Während Freud vorsichtig ist, sind seine Schüler verwegen, während seine Anschauungen von einschneidender Bedeutung sind, sind die ihren völlig wertlos und nicht ernst zu nehmen, lächerlich abstrus und einseitig, übertrieben und phantastisch. Nun ist es gewiß noch keinem Schüler Freuds eingefallen, sich mit ihm in eine Linie stellen zu wollen, aber es ist auch höchst unwahrscheinlich, daß sich die Schülerschar gerade dieses akademischen Lehrers aus Phantasten und intellektuellen Mittelmäßigkeiten, die sich um einen hervorragenden Geist sammeln, rekrutieren sollte. Und wieso kommt es denn, daß der eine oder der andere von diesen Schülern, wenn er sich später von den Anschauungen seines Lehrers entfernt hat, eine solche Beurteilung nicht mehr erfährt? Wieso kommt es, daß man, wenn man einmal Freud-Schüler war, es aber nicht mehr ist, wenn man natürlich die Bedeutung Freuds noch immer anerkennt, aber natürlich auch von der Begrenztheit seiner Ansichten spricht, wenn man sagt, dieser Teil seiner Lehre sei übertrieben, jener beruhe auf einem Mißverständnis oder einer ungerechtfertigt einseitigen Anschauung des menschlichen Seelenlebens, diese seine Ansicht sei mehr geistreich als zutreffend oder widerspreche der klinischen Erfahrung — wieso kommt es, frage ich, daß man bei solcher veränderter Perspektive von den Kritikern sogleich eine bessere Zensur erhält? Ist man da plötzlich einsichtsvoller und klüger, ein Weiser geworden? Man braucht kein Analytiker zu sein, um zu verstehen, daß solche Beurteilung der Freud-Schüler en bloc in erster Linie von uneingestandenen Affekten geleitet wird, und man braucht kein Analytiker zu

sein, um zu erkennen, von welchen Affekten. Die Beobachtung des Alltags zeigt deutlich genug ähnliche Phänomene; jedermann weiß, daß manche Ehefrau, mancher Ehemann in einem Zerwürfnis mit dem Partner dessen Verwandte oder Freunde heruntersetzt und beschimpft, während man ihn selbst aus dem Spiele läßt, und die unfehlbar affektive Wirkung eines solchen Seitenhiebes beweist, wem er eigentlich gegolten hat. Es ist vorsichtig, dem Landfrieden in der Ehe nicht zu trauen, solange es in jenem besonderen Tonfalle heißt: „Deine Mutter . . .“ oder „Deine Freunde . . .“

Es will uns scheinen, daß die Bewunderung und Anerkennung Freuds keine aufrichtige sein kann, solange man für alle seine Mitarbeiter und Schüler nur diese abfällige, ja verächtliche Beurteilung übrig hat. Wie, Freud ist ein Genie, sein Werk nicht vergänglich, die von ihm geschaffene Psychoanalyse eine umwälzende wissenschaftliche Leistung, die Bücher seiner Schüler aber sind phantastisch und abstrus, ihre Resultate höchst unzuverlässig und an den Haaren herbeigezogen? Nun, es wäre verständlich, daß sich ein Genie die Gefolgschaft mittelmäßiger oder dummer Anhänger widerwillig gefallen ließe, aber wie ist es zu erklären, wie ist es mit einem so scharfsinnigen Geiste zu vereinbaren, daß er viele seiner Schüler in seinen Werken anführt und als seine erfolgreichen Mitarbeiter anerkennt, daß er ihre Bemühungen schätzt? Wie, daß er anerkennt, diese Arbeit eines seiner Schüler habe etwa seine eigene Ansicht korrigieren geholfen, jene bedeute einen wichtigen Beitrag zur Lösung eines Problems, eine andere einen wissenschaftlichen Fortschritt? Ist es möglich, daß sich der Schöpfer der Analyse gerade auf seinem eigenen Gebiete als so wenig urteilsfähig erweist? Ist es nicht so, daß dieses demonstrative Hervorheben eines Abstandes, den bisher niemand geleugnet hat, einen verborgenen Sinn verrät? Und daß dieser Sinn erkennbarer wird, wenn man beachtet, daß es dieselben oder ähnliche Adjektiva sind, die früher dem Werke des Lehrers, jetzt dem der Schüler gelten? Auch der angestrebte Nebenerfolg so merkwürdiger Komplimente für Freud ist uns nicht entgangen: die Psychoanalyse sollte mehr als das — gewiß geniale — System eines Einzelnen denn als eine objektiv nachweisbare Wissenschaft erscheinen; sie würde so für immer auf die Leistung dieses Einen beschränkt bleiben.

Man sage nicht, dies alles sei pro domo gesprochen. Wir leugnen das nicht. Wenn wir hier aber von unserem persönlichen Standpunkt sprechen, sprechen wir deshalb weniger vom sachlichen? Und liegt uns die Sache weniger am Herzen, weil wir sie zu der unsrigen gemacht haben?

Wir haben sie aber zu der unsrigen gemacht, haben uns zu ihr bekannt, als es noch höchst unliebsam und höchst unbequem war, haben ihre Entwicklung vor ihren Feinden und, was oft so viel schwieriger war, vor ihren Freunden beschützt. Das war gewiß kein Verdienst, es war innere Notwendigkeit, war uns Pflicht und Ruhm zugleich.

II

Es ist noch nicht lange her, daß man die Psychoanalytiker eine Sekte genannt hat. Aber auch heute wirft man ihnen vor, wie autoritätsgläubig, wie einseitig starr, wie dogmatisch gebunden sie ihrem Lehrer durch dick und dünn folgen. Freud-Schüler, das ist die Bezeichnung für eine unduldsame und unbelehrbare Haltung *in psychologicis*. Dieselben Schüler, die so weit über die Anschauungen Freuds hinausgegangen sind, sie bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, sie ins Bizarre und Lächerliche weitergeführt haben, sind nichts als der völlig getreue Abklatsch ihres Lehrers; ihre Bücher, die von denen Freuds so weit abweichen, nichts als ermüdende Wiederholungen des von ihm Gesagten. Sie, diese vielgescholtenen Schüler, die auch nicht einen Zug mit ihm gemeinsam haben, verhalten sich zu ihm wie sklavisch getreue Kopien zum Original. Ach, es hat Gott gefallen, die Welt voll Widersprüchen zu schaffen!

Die Erklärung dieses Mangels an gedanklicher Selbständigkeit, dieses Fehlens jeder Originalität, jeder intellektuellen Freiheit bei den Schülern Freuds liegt — so wurde uns unlängst gesagt — in der Identifizierung mit dem Lehrer. Indem man dies ausspricht, meint man, etwas sehr Aufschlußreiches, ja Entscheidendes vorgebracht zu haben. Man sagt dies so, als wäre es etwas unerhört Neues und völlig Unbekanntes, daß sich etwa die Assistenten einer Klinik mit dem Professor identifizieren.

Gewiß, wir identifizieren uns mit unserem Lehrer — man möchte fragen: was denn sollen wir mit ihm tun? Aber das Wesen des Identifizierungsvorganges ist keineswegs so einfach, als es dem Laien

— und dazu rechne ich jene Kritiker, die so leichtfertig mit analytischen Begriffen schalten — erscheinen mag. Vor allem: es gibt verschiedene Arten von Identifizierung. Es handelt sich ferner um einen organischen Prozeß, der vom bewußten Willen fast unabhängig ist. Der Vorgang ist nicht eindeutig von zärtlichen Regungen geführt; feindliche und aufrührerische Tendenzen haben am Zustandekommen der Identifizierung einen bestimmten Anteil. Jede Identifizierung ist partiell und es ist gewiß sehr bezeichnend für den Einzelnen, in welcher Art und in welcher Richtung er sich mit einer anderen Person identifiziert; es ist auch keineswegs gleichgültig, wann, in welchem Abschnitte der individuellen Entwicklung ein Prozeß dieser Art einsetzt. Die Triebanlagen und die Erlebnisse des Einzelnen werden für die Art und das Ausmaß des Vorganges entscheidend sein. Schließlich ist es natürlich kein Zufall, mit wem man sich identifiziert. Gewisse psychische Voraussetzungen sind unerläßlich und handelte es sich auch nur um einen seelischen Anspruch, um eine seelische Möglichkeit.

Wie man weiß, kann man die Psychoanalyse nicht aus Büchern lernen. Tiefer noch und mit größerem Rechte als auf anderen Gebieten besteht auf diesem die Forderung, eine Erkenntnis zu erwerben, um sie zu besitzen. Dieses allmähliche Erkennen seelischer Zusammenhänge unter ständiger Einsicht in das Spiel der Kräfte, die sich solchem Erkennen entgegenstellen, dieses langsame und keineswegs bequeme Erwerben eines Verständnisses, das umso resistenter ist, je tiefer die angerührten seelischen Schichten sind, es stellt selbst ein Stück Schicksalsgemeinschaft dar, da auch unsere Erkenntnisse und die Art, wie wir zu ihnen gelangen, zu unserem Schicksal gehören. Alle Einschränkungen anerkannt, bei Beobachtung aller notwendigen Distanz: man gleicht dem Geist, den man begreift. Es kommt eben auf die Tiefe und die Nachhaltigkeit dieses Begreifens an. Die beste — analytisch die einzige — Art des Begreifens der Tiefenpsychologie ist aber das eigene Erleben. Die Psychoanalyse ist ein organischer Prozeß, der, einmal bis zu einer bestimmten Tiefendimension vorgedrungen, nicht mehr willkürlich abgebrochen werden kann. Das Verständnis für ihn vertieft sich mit der Entfernung von ihm, erweitert sich, je mehr wir ein Stück eigenen Lebens nach seinen psychischen Voraussetzungen, seinen verborgenen Zielen regressiv erkennen lernen — auch nachdem

man längst die eigene Analyse verlassen hat. Jener analytische Prozeß, der zur Erkenntnis des Ichs führt, ist nicht mit der Beendigung einer analytischen Behandlung oder eines Lehrkurses, einer „Psychoanalyse", abgeschlossen. Die war's nicht, der's geschah.

Die Möglichkeit der unbewußten Identifizierung wurde noch durch ein anderes Stück Schicksalsgemeinschaft verstärkt. Sie war durch die Art der Reaktionen der Umwelt gegeben, als wir versuchten, ihr eine Vorstellung von den neuen Erkenntnissen zu geben, die uns geschenkt worden waren und die wir doch erworben hatten. Sie war gegeben durch den Spott und die abfällige Kritik, die wir zu spüren bekamen, die Isolierung, in die wir uns gedrängt sahen, die Erfahrungen, die uns bestimmt waren, wenn wir an die innere Aufrichtigkeit und an den Mut der Zeitgenossen appellierten. Wie wir dann im vertiefteren, psychologischen Verstehen der Bedingtheiten des eigenen Lebens und vieler fremder Leben die schicksalhafte Rolle der Psychoanalyse erkannten, wie wir dazu gelangten, mit dem analytischen Wissen frei zu schalten, „als wär's ein Stück von mir", wie sich dieses Wissen immer eindringlicher als ein wesentlicher Lebensinhalt erwies, der Schmerzliches und Beruhigendes, Tragisches und Trostvolles in sich schloß, jedenfalls aber eine seltsame Klarheit über sich und die anderen schaffte — auch das erklärt die Möglichkeit einer Identifizierung. Es war die aufs Äußerste abgekürzte und abgemilderte, sozusagen die Liliput-Ausgabe jenes fremden Erlebens, das hier zum eigenen wurde und uns manches Verschlossene im Ich verstehen lernte. Man begreift nur den Geist, dem man gleicht, begreift ihn um so tiefer, je mehr man ihm gleicht.

Dies alles bezeichnet Züge eines anderen Charakters des unbewußten Identifizierungsvorganges, der vorschreitenden Verinnerlichung — Merkmale, die jenem großzügigen Kritiker nichts bedeuten. Von der Stufe, die Äußerlichkeiten nachahmt, führt ein langer, in seinem Hauptteile uneinsichtiger Weg zu jener anderen, in der die Ziele des „Anderen" angestrebt werden, weil sie als eigene gefühlt werden. Von der Aneignung der Art, wie er sich räuspert und wie er spuckt, geht ein Weg bis zur gleichen, unbewußten inneren Anforderung an das Ich, ein Weg, der eine seelische Entwicklung entscheidender Art bezeichnet. An seinem Ende gibt es einen Punkt, an dem die Unterscheidung, was

dem Objekt der Identifizierung und was dem Ich zugehört, fast alles von ihrer Bedeutung verloren hat.

Der Talmud entscheidet, Moses sei, vom Sinai kommend, von Gottes Geist so erfüllt gewesen, daß er mit Recht den Kindern Israels hätte sagen dürfen: „Ich habe euch die Lehre gegeben." Ein chassidischer Rabbi wurde einmal von seinen Schülern befragt, wie diese Schriftstelle zu verstehen sei. Er antwortete mit einem schönen Gleichnis: ein Kaufmann sollte eine Reise machen. Er nahm sich einen Gehilfen, der ihn in der Zwischenzeit vertreten sollte, und stellte ihn in den Laden; er selbst hielt sich zumeist in der angrenzenden Stube auf. Von da aus hörte er häufig, wie der Gehilfe einem Käufer sagte: „So billig kann es der Herr nicht geben." Der Kaufmann beschloß, er könne noch nicht auf seine Reise gehen. Im zweiten Jahr hörte er in derselben Situation den Gehilfen manchmal sagen: „So billig können wir es nicht hergeben." Noch immer meinte der Kaufmann, seine Reise verschieben zu müssen. Im dritten Jahr endlich hörte er aus dem Nebenzimmer, daß der Gehilfe einem Kunden sagte: „So billig kann ich es Ihnen nicht geben." Nun konnte er beruhigt die Reise antreten.

III

Wenn einmal eine ausführliche Biographie Freuds geschrieben sein wird, eine in die Einzelheiten gehende Geschichte seiner stummen Kämpfe und des erbitterten oder dumpfen Kampfes der Umwelt gegen die Psychoanalyse, dann wird man erkennen, daß dieses Leben ein im schönsten Sinne heroisches war, daß sein Abstand von dieser Zeit annähernd der zwischen Beethovens Eroica und einer Jazzoperette ist. Nur der geringste Teil seiner gedanklichen Arbeit liegt in den Sätzen seiner Gesammelten Schriften, ihr größerer ging in den Pausen zwischen den Bemühungen am lebendigen Objekt vor sich, bestand im Ringen um eine Wahrheit, die schwerer gefaßt und schwerer erfaßt werden konnte als andere, weil alles in uns selbst sich gegen sie sträubt, weil sich die stärksten Kräfte des Ichs gegen sie wehren, weil Erziehung und gewohnte Anschauung, Überzeugungen und Ideale ihr aufs heftigste widerstreben. Hier ist ein Heldenleben, das nicht weniger Siege kennt als das lärmendere des Kriegers, das nichts Geringeres überwindet als

die Tapferkeit legendärer Gestalten, die mit Riesen und Fabelgetier gekämpft haben.

Es ist heute beliebt geworden, die Haltung eines engeren, psychoanalytischen Kreises, der bekanntlich in seiner einseitigen, in wissenschaftlichen Begriffen beschränkten Einstellung verharrt, von der eines größeren Kreises von Intellektuellen, die der Analyse gegenüber eine freiere Stellung besitzen und denen sie angeblich weitere Perspektiven bedeutet, zu unterscheiden. Gewiß wird in jenen Zirkeln, die so viele lebhafte Interessen hegen, die Lebensarbeit Freud „voll und ganz" gewürdigt, aber natürlich von einer höheren Warte aus als sie einem „Vereinsanalytiker", einem Freud-Schüler erreichbar wäre. Immerhin ist es leichter, einen Weg wie den Freuds von so hoher Warte aus voll Wertschätzung zu überschauen, als ihn mitzumarschieren. Ein Kritiker schrieb einmal über eine bestimmte Gruppe von Beethovenbiographen: „‚Durch Nacht zum Licht!' das kann jeder sagen."

Wir, die wir uns stolz und bescheiden Freud-Schüler nennen, glauben die Tragweite der Psychoanalyse besser zu verstehen als Andere, nicht weil wir Freud näher standen, sondern weil wir das Beste unseres eigenen Lebens derselben schweren Arbeit, derselben schweren Aufgabe widmeten. In dem immer wieder erneuten Kampf Freuds um dieses Stück Erkenntnis und in dem Kampf für diese Erkenntnis liegt eine gigantische Arbeit, deren Ausmaß, deren Mühen, deren Leid und deren Glück wir, die wir neben Freud, mit Freud gearbeitet haben, besser abschätzen können als Andere.

In diesem unablässigen Ringen ist ein Vorbild enthalten für die jetzt heranrückende Generation — soweit ihr Interesse nicht in jenem anderen Ringen zwischen vier gespannten Seilen aufgeht. Hier spricht sich eine Lehre aus, die nicht gelehrt, die nur gelebt werden kann, wie so vieles, das wir Schüler bei Freud gelernt haben, wie so vieles, das wir ihm verdanken, ohne es ihm je danken zu können.

Es ist dieselbe Lehre, die etwa vor einem Jahrhundert ein anderer Wahrheitsforscher dem Enkel als beste Einsicht seines langen Lebens zu geben hatte. Der kleine Walter von Goethe brachte an einem Apriltage des Jahres 1825 dem geliebten Großvater ein Stammbuch. Vermutlich hatte seine Mutter, die lebhafte und heitere Ottilie, den kleinen Jungen geschickt: der Allverehrte sollte auch einen Spruch zu Walters siebentem

Geburtstag einschreiben. Manche Dame, mancher Herr der Weimarer Hofgesellschaft hatte sich dort mit eigenen oder fremden Aussprüchen eingezeichnet. Da hatte etwa die Frau Hofmarschall von Spiegel einen jener melancholisch-geistreichelnden Sätze Jean Pauls, den sie besonders verehrte, niedergeschrieben: „Der Mensch hat hier dritthalb Minuten: eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben, denn mitten in dieser Minute stirbt er." In dem sechsundsiebzigjährigen Dichter, der das Buch sinken ließ, hatte sich ein entschiedenes Widerstreben beim Lesen dieses Ausspruches geregt. Etwas in ihm sträubte sich gegen das Unwahr-Rührselige, das ihn daraus anwehte, gegen diese Art der Lebensauffassung, die den Inhalt des menschlichen Daseins in Lächeln und Seufzen und sanftem Lieben sah. Dem inneren Protest gegen die sentimentale Weisheit des Satzes nachgebend, griff er zur Feder. Nachdenklich und zärtlich streifte sein Blick den kleinen Jungen an seiner Seite. Und während noch das Wort Jean Pauls, die Sentenz mit der Minuten-Einteilung, in ihm nachklang, schrieb er in seiner schrägen, schon ziemlich zittrigen Schrift, die etwas frei und freigebig Verströmendes hatte:

„Ihrer sechzig hat die Stunde,
Ihrer tausend hat der Tag;
Söhnchen, werde dir die Kunde,
Was man alles leisten mag."

Die redaktionelle Zusammenstellung dieses Heftes erfolgte unter dem Eindruck der Verleihung des Goethe-Preises. Aus Raumgründen mußten wir die Beiträge, die sonst für dieses Heft bestimmt waren, für das nächste Heft zurückstellen. So mußte leider auch Fortsetzung und Schluß der Studie von Karl Baçhler über Strindberg verschoben werden, ebenso die Veröffentlichung eines Nachtrags von Albrecht Schaeffer zu seinem Aufsatz „Der Mensch und das Feuer".

Eigentümer und Verleger:
Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11
Herausgeber: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Editha Sterba, Wien, VI., Mariahilferstraße 71
Druck: Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

„Die psychoanalytische Bewegung", II. Jg., Heft 5, Sept.–Okt. 1930

Das vorige Heft (Heft 4) enthielt u. a. folgende Beiträge:

Das nächste Heft (Heft 6) erscheint Ende November